Kosmopolitische Annalen.

Die Leser unsers Calenders vom vorigen Jahre werden sich der Ideen erinnern, nach denen wir damals eine Fortsezung des Auszugs aus der neuesten Geschichte der Menschheit versprachen. Wir wollen die historische Wahrheit beweisen, daß die Menschen in allen Welttheilen auf dem Wege sind, sich zu europäisiren, d. h. ihre alte National-Denkart und Sitte aufzugeben, um sich der einförmigen Cultur zu unterwerfen, die wir mit Einem Worte die europäische nennen können. Ob die Welt dabei im Ganzen gewinnen oder verlieren wird, getrauten wir uns nicht zu entscheiden.

I. Neue Nachrichten von den Fortschritten, die die Bewohner der Südsee-Inseln in der Cultur machen, sind nach denen, die wir voriges Jahr mittheilten, nicht eingelaufen; wenigstens keine von Bedeutung. Auch die Ur-

einwohner oder sogenannten Wilden des südlichen und nördlichen Amerika scheinen noch im erzwungenen Verkehr mit den europäischen Ansiedlern auf den alten Fuß fortzuleben. Die allgemeine Aufmerksamkeit der kosmopolitischen Beobachter der neuesten Weltbegebenheiten ist jetzt auf die Afrikaner gerichtet, seit dem die Expedition der französischen Regierung gegen die Neger auf St. Domingo einen Krieg veranlaßte, der fast noch schauderhafter war, als der für jetzt geendigte Revolutionskrieg Die Neger haben nun gezeigt, was sie ungefähr leisten können, wenn man ihnen Zeit läßt, Schüler der Europäer zu werden. Alle Nachrichten, die Denkart und Sitten dieser problematischen Barbaren betreffend, haben jetzt ein doppeltes Interesse.

Bis zu welcher raffinirten Brutalität der gutmüthige Neger in seinem Vaterlande herabsinken kann, lehrt von neuem wieder der Bericht, den der Citoyen Palisot-Beauvois von seinem Aufenthalte im Königreiche Benin dem französischen Nationalinstitut in einer Vorlesung am 15. Nivose des Jahres IX. abgestattet hat. Das Clima dieses Königsreichs Benin, das an der Westküste von Afrika, ungefähr drei Breiten-

grade vom Aequator in der Gegend liegt, die man nach der Schiffergeographie zum untern Guinea rechnet (denn die natürliche Geographie kennt so wenig wie die politische die Grenzen eines Landes Guinea), ist für europäische Constitutionen so pestilenzialisch, daß nur wenige Schiffscapitäne sich entschlossen haben, dort zu landen. Palisot-Beauvois nennt den Capitän Landolphe, mit dem er sich im Jahre 1786 einschiffte, den vierten Europäer, der seit dem Jahr 1553 mit seiner Mannschaft die Beniner in ihrem Vaterlande besuchte. Von dreihundert Franzosen, die sich mit ihm ausschifften, starben in Kurzem mehr als fünf Sechstheile. Also nicht einmal funfzig kamen davon. So verheerend ist für die Seefahrer selbst das berüchtigte Clima von Batavia nicht. Aber die Eingebornen befinden sich gesund.

Die Beniner sind nach Beauvois Zeugniß eben so sanfte und gutmüthige Menschenart als die meisten Negervölker. Aber der Despotismus und der Aberglaube haben in keiner Gegend von Afrika das moralische Gefühl und den gesunden Verstand schrecklicher zu Grunde gerichtet, als in Benin. Um den König als unumschränkten Gebieter über Eigenthum

und Leben aller seiner Unterthanen — und er soll eine Armee von hundert tausend Mann zusammen bringen können — sicher zu stellen, hat ihm der Aberglaube die Würde eines halb göttlichen Wesens ertheilt. Man weiß, daß er ißt und trinkt wie Andre; aber man glaubt, er könne auch ohne Essen und Trinken leben. Man weiß, daß er sterben muß; aber man glaubt, daß er unter einer andern Gestalt wieder auferstehe. Wer mit ihm redet, muß die Hand vor den Mund halten, damit der Athem eines Sterblichen nicht den schwarzen Halbgott verunreinige. Nur die Prinzen des Landes und die Europäer — denn ein Weißer ist in den Augen des Schwarzen immer ein Prinz — reden aufrecht stehend den König an. Stirbt dieser Monarch, so werden ihm noch einige Menschen geopfert, und andre stürzen sich, um ihm in die andere Welt zu folgen, freiwillig in ein tiefes Loch, wo seine Leiche beigesetzt ist.

Wo nicht Blut fließt und die Regungen des menschlichen Gefühls und der Vernunft unterdrückt werden, da geht es nach den Vorstellungen der Beninischen Neger nicht feierlich zu. Ihre Nationalfeste, deren sie jährlich mehrere feiern, werden auf diese Art durch die unmensch-

lichsten Ceremonien zu einem wahren Henkerfeste. Herr Beauvois beschreibt einige derselben als Augenzeuge. Ein Mal wurden funfzehn Widder, funfzehn Ziegenböcke, funfzehn Hähne und funfzehn Menschen geopfert. Die Heiligkeit der Zahl Funfzehn verdient hier nicht weniger bemerkt zu werden als die seltsame Combination der Schlachtopfer. Und welcher Gottheit wurden diese Geschöpfe geopfert? Man darf wohl sagen: Nicht einmal einem eingebildeten Gotte. Denn was Herr Beauvois von einem guten und einem bösen Wesen sagt, das diese Neger verehren sollen, gilt ohne Zweifel nur von dem unbestimmten Fetischdienst der bei den meisten Negervölkern die Stelle des religiösen Glaubens vertritt. Ein Volk, das bestimmte Dämonen unterscheidet, die es mit Namen nennt, und von denen es symbolische Geschichten zu erzählen weiß, steht schon auf einer höheren Stufe der religiösen Cultur, als diese Fetisch-Anbeter. Der Fetisch ist nur eine magische Kraft. Dieser magischen Kraft, von der sich nicht einmal die Phantasie ein Bild entwirft, legt der dumpfe Aberglaube einen guten und einen bösen Willen bei. Deßwegen schmeichelt man den Fetischen, um sie in sein

Interesse zu ziehen. Eine Ceremonie, die das allgemeine Menschengefühl erstickt, kommt diesem gedankenlosen Aberglauben nicht wenig zu Hülfe.

Am genauesten konnte Herr Beauvois ein öffentliches Fest beobachten, das der Kriegsminister des Königs von Benin gab. Bei dieser Gelegenheit paradirten auch die Weiber des Ministers, an der Zahl vierhundert. Die magischen Gebräuche waren sehr verwickelt, zum Theil lächerlich. Der Minister stellte sich z. B. wie ein Betrunkener. Er taumelte bald nach der einen, bald nach der andern Seite; und ehrerbiethig wich das Volk seiner taumelnden Excellenz aus. Dabei warf er seinen Säbel in die Luft, und fing ihn mit großer Geschicklichkeit beim Griffe wieder. Dem Menschenopfer ging denn doch, um die Menschheit in den Schlaf zu singen, ein kläglicher und eintöniger Gesang voran. Nachdem die Litanei zu Ende war, wurden drei fast nackte Neger herbeigeführt, denen die Hände auf den Rücken gebunden waren. Wie man Herrn Beauvois versicherte, waren es keine Verbrecher. Aber sie hatten einige äußerliche Fehler, geben also keine gute Waare im Sklavenhandel ab. Sie unterwarfen sich

auch mit unbeschreiblicher Resignation ihrem Schicksal. Man stimmte einen zweiten Gesang an und nach einigen Ceremonien noch einen dritten. Dann wurden die Schlachtopfer mit dem Leib auf die Erde gelegt, und ein Schlächter, der ein gemeiner Kerl zu seyn schien, hieb mit seinem Säbel einem nach dem andern den Kopf ab. Die Köpfe wurden dem Volke gezeigt. Die Rümpfe schleppte man an die Landstraße, wo man sie den Raubthieren zur Speise überließ. Nach der Ermordung dieser Elenden wurde noch ein Schlußchor gesungen und dabei getanzt oder vielmehr getrippelt.

Von europäischen Sitten haben die Beniner, wie es scheint, bis jetzt nur das Branteweintrinken angenommen. Bei der blutigen Ceremonie glaubte Herr Beauvois zu bemerken, daß die Männer sich ihr Gläschen vorher hatten schmecken lassen. Auch unter den Opfergaben, die von den Ärmeren dargebracht wurden, war Branntewein, den man in ein heiliges Loch goß, um sich den himmlischen Mächten zu empfehlen.

Herrn Beauvois Bericht von Benin bestätigt, was schon mehrere Reisende zur Entschuldigung des Sklavenhandels angeführt ha-

ben. Es läßt sich beinahe nicht mehr bezweifeln, daß die Negerfürsten, die in unaufhörlichen Fehden mit einander liegen, ehemals alle Kriegsgefangene ermorden ließen, ehe sie sie an die europäischen Handelsleute verkaufen lernten. Jetzt schlachtet man in Benin nur die schadhaften Gefangenen und verkauft die gesunden.

Sehr gute Beiträge zur Kenntniß der Schwarzen an der Westküste von Afrika liefert die Reisebeschreibung des Capitän Granpre', eines französischen Seeofficiers, der mehrere Male nach Westafrika gesegelt ist, um Sklaven zu holen. Seine Nachrichten sind von den Jahren 1786 und 1787, aber erst im Jahr 1801 durch den Druck bekannt geworden. Man findet in dieser Reisebeschreibung eine beinahe vollständige Statistik der Staaten von Congo, in denen sich noch immer die Portugiesen, als die ersten europäischen Ankömmlinge, in einer Art von Colonialherrschaft an der Küste, aber auf keine Art als Oberherren des ganzen Landes, behaupten. Die Staaten von Congo gränzen nordwärts beinahe mit denen von Benin zusammen. Aber die Sitten der Congoer haben doch, wie ihre Sprache, manches Besondere. Die genaue Verbindung, in der sie nun schon seit dreihundert

Jahren mit den Portugiesen leben, hat an ihrer Cultur ohne Zweifel nicht wenig Antheil. Aber die Portugiesen brachten ihnen ein Christenthum, das in Congo bis diesen Tag noch wenig Beifall findet, dazu eine Inquisition, die einem so sanften Volke, wie die Congoer sind, das Christenthum wenig empfehlen konnte, und endlich eine grausame Politik, deren Zweck ein einträglicher Sklavenhandel war, die also auch die Moral dieser Christen gar verdächtig machte. Wenn jetzt ein portugiesischer Missionnär einem Congo-Neger den Weg zu zeigen verspricht, der nach dem Paradiese führen soll, fragt ihn der muthwillige Schwarze; 'Was zahlst du mir dafür, daß ich dich dahin begleite?'

Die Abneigung, die die Congoer gegen die Portugiesen fühlen, macht sie den Franzosen geneigter, die ihnen die europäische Cultur von einer interessanteren Seite zeigen. Schon wird unter diesen Schwarzen häufig Französisch gesprochen. Das ist aber nicht der einzige Beweis ihrer Bereitwilligkeit, sich auf unsern Fuß zu civilisiren. Der Mammuk d. i. Kronprinz von Kobende, einem congoischen Staate, bewohnt in einem Dorfe, das in einer angenehmen Gegend liegen soll, ein Haus, das im ei-

ropäischen Styl gebauet, und mit Canapee's, Stühlen u. s. w. möblirt ist. Die Tapeten und Fußdecken sind größten Theils von Sammt. Zu dem Tafelservice dieses Prinzen gehört ein silbernes Trinkgeschirr mit zwei Behältern, deren jeder wieder seine Abtheilungen hat. Jede dieser Abtheilungen wird mit einem besondern Getränk gefüllt, damit die Gäste an der Tafel wählen können. Der Prinz selbst trinkt gern ein gutes Glas Wein. Sein Keller soll auch wohl versehen seyn. Auch die französische Kochkunst hat bei ihm Gnade gefunden. Er schickt seine Köche nach Frankreich, um dort zu lernen. Herr Granpre' versichert, bei dem Mammuk von Kobende so gut auf europäischem Fuß gespeiset zu haben, daß er ihm die Mahlzeit mit keiner ähnlichen erwiedern konnte. Vermuthlich herrschte denn auch über Tafel, wie an dem kleinsten deutschen Hofe, die französische Sprache. Übrigens war das im europäischen Styl gebauete Haus des Prinzen auch, im congoischen Styl, mit Stroh gedeckt.

Nach Park's Geographie, die zu London im Jahre 1793 eine zweite Auflage erlebt hat, werden, wie Herr Granpre' erwähnt, die Congo-Neger für abscheuliche Menschenfresser

erklärt. Der König von Congo speiset, dieser Geographie zu Folge, nichts als Menschenfleisch, mit dem er regelmäßig von bestellten Lieferanten versehen wird. Herrn Grampré ist diese Verläumdung der Congoer und ihres Fürsten um so lächerlicher vorgekommen, da sie selbst im ganzen Ernste uns Europäer für Menschenfresser halten. Wenigstens glaubt der gemeine Mann in Congo noch immer, wie in andern Gegenden der großen Negerei, daß die Europäer die schwarzen Sklaven aus keinem andern Grunde kaufen, als um sie zu verspeisen. Den rothen Wein, den sie die Matrosen trinken sahen, hielten sie für Menschenblut. So hielt schon mancher ehrliche Neger das Leder, von dem die europäischen Schuh und Stiefel gemacht sind, für echtes Negerleder.

Ordnung und Strenge zeichnet die Justiz der Congoer aus, wenn gleich an ihrem Gesetzbuche oder vielmehr an ihrem gesetzlichen Herkommen noch genug zu verbessern ist. Die Criminal-Gesetzgebung dieser Neger hat sich nach der afrikanischen Sinnesart bequemen müssen, die immer in Blutdurst ausschlägt, so bald sie enthusiastisch wird. Wann ein Verbrecher in Congo zum Tode verurtheilt ist, läßt sich das

Publicum die Ehre nicht nehmen, das Henkersgeschäft der Hinrichtung so zu besorgen, daß, wo möglich, Jeder thätigen Theil daran nimmt. Der Verurtheilte wird dem Volke Preis gegeben und von ihm auf die gräßlichste Art in Stücken zerrissen. Die zerrissenen Gliedmaßen sah Hr. Granpre' nachher sammeln und an einen Palmbaum befestigen, wo sie den Raubvögeln überlassen wurden.

Von beglückenden Religionsideen zeigte sich in dem Aberglauben der Congoer wenig oder nichts. Aber Zauberproben statt der Gottesurtheile sind bei ihrer Criminal-Inquisition eingeführt. Sie haben eine Feuer-Probe und eine Gift-Probe, aber keine Wasser-Probe, vermuthlich, weil die Beschwörer oder Priester Mittel wissen, die Hand eines Angeklagten nöthigen Falls gegen das Verbrennen, und den Magen gegen die Wirkungen des Gifts zu schützen, aber nicht, einen Menschen, der nicht schwimmen kann, in der geheimen Schwimmkunst zu unterrichten, durch die ehemahls in Europa manche Hexe über dem Wasser erhalten wurde. Der Mangel an erfreuenden Religionsideen oder Religionsphantasien ist bei einem Negervolke weniger auffallend, als die Verehrung sonder-

barer Götzenbilder bei den Congoern. Denn diese Idole, deren Hr. Granpré mehrere sah, hatten große Habichts-Nasen und überhaupt keine Negerphysiognomie. Hr. Granpré möchte sie gar für verunstaltete Götter Griechenlands und Roms halten und daraus auf eine Bekanntschaft schließen, die die Congo-Neger mit den alten Römern gehabt haben könnten. Dergleichen Hypothesen überläßt man ihrem Schicksal. Die Congoer fürchteten sich so sehr vor diesen Idolen, daß sie Hrn. Granpré nicht einmal erlauben wollten, sie genauer zu betrachten, um sie aus dem Gedächtniß abzuzeichnen.

Über den Negerhandel theilt Hr. Granpré Notizen mit, die besonders jetzt wieder in Umlauf zu kommen verdienen, da die große Nation, die ungebethen noch vor wenigen Jahren die ganze Welt nach ihren Grundsätzen befreien wollte, jetzt durch ihre Stellvertreter die Negersklaverei feierlich wieder sanctionirt hat. Hr. Granpré hat in seinen Erzählungen und Urtheilen so wenig von dem Tone eines Enthusiasten, daß niemand mißtrauisch gegen seine Äußerungen seyn und sie als Übertreibungen verschmähen wird. Nach seiner Berechnung stirbt von den Sklaven, die man von Afrika

nach Westindien ausführt, im Durchschnitt der fünfte Mann unterweges. Von denen, die in St. Domingo ankommen, stirbt wieder die Hälfte in drei Jahren, und kaum der vierte Theil von dieser Hälfte hinterläßt Kinder. Man vergesse nicht, daß es lauter gesunde Menschen sind, die von Menschenhändlern an der afrikanischen Küste aufgekauft werden. Nun bedenke man, daß allein von der Küste Angola, die zu den congoischen Reichen gehört, jährlich, nach Granpré's Bericht, funfzehntausend Sklaven nur nach St. Domingo ausgeführt wurden. Also wurden, nach dieser Rechnung jährlich allein auf dem Wege zwischen Angola und St. Domingo drei tausend gesunde Menschen das Opfer der Verzweiflung und der brutalen, die Gesundheit zerstörenden Einkerkerung auf den Sklavenschiffen. Nun rechne weiter, wer Lust hat!

Indessen ist die Abschaffung des Sklavenhandels für's Erste wieder auf lange Zeit unwahrscheinlicher geworden, als sie es vor dem französischen Revolutionskriege war; und die Verlängerung dieses, wie so manchen andern Übels, das die Menschheit drückt, ist eine Folge der französischen Revolution. Nur von Colonial-

Vortheilen ist jetzt im französischen Senat noch die Rede, wenn des Negerhandels gedacht wird. Die Menschenrechte sind lächerlich in Frankreich geworden. Deßwegen wurde von diesen Rechten nicht einmal im Vorbeigehen Notiz genommen, als der Negerhandel neulich wieder durch ein Senats-Consult für die französischen Besitzungen gesetzmäßig gemacht wurde. Selbst öffentliche Blätter haben angemerkt, daß die Abschaffung der Ochsenhetze im englischen Parlament lebhaftere Discussionen veranlaßt hat. Aber so wie die französische Revolution überhaupt kosmopolitisch und als ein schrecklich verunglücktes Experiment, durch das wir klüger, und nicht glücklicher geworden sind, in der Geschichte der Menschheit Epoche macht, so hat sie auch durch Veranlassung des Negerkriegs, der das reiche St. Domingo verwüstete, zugleich dem Herzen des Kosmopoliten neue Wunden geschlagen und seinem Verstande neue Einsichten zugeführt. Hier ist weder zur Vertheidigung, noch zu einer neuen Anklage des merkwürdigen Toussaint-Louvertüre der Ort. Wäre aber dieser unternehmende Mann auch wirklich der Unmensch, den die Berichte seiner Feinde aus ihm machen, so ist er

doch der erste Neger, der die Anlagen seiner schwarzen Landsleute gerettet und durch die That bewiesen hat, daß in wenigen Jahren ein Negerstaat nach europäischen und noch dazu halb republikanischen Ideen gestiftet und regiert werden kann, wenn die Umstände günstig sind. Das Schicksal hat seinen Willen über die künftige Veredlung der Schwarzen deutlicher, als je, kund gethan. Durch Nachahmung einer gesetzlichen Ordnung, die im schwülen Afrika nicht erfunden werden konnte, sollen die Neger zu Menschen gebildet werden, die sich selbst respectiren; und Toussaint's Regierung hat bewiesen, wie leicht und schnell das Experiment dieser Nachahmung gelingen kann. Der freie Negerstaat auf St. Domingo war constitutionell auf europäischem Fuß; und die vielleicht tyrannische Herrschaft, die der mächtige Toussaint über die Weißen unter seinen Unterthanen ausübte, war doch eine sehr menschliche Regierung, verglichen mit der Behandlung, die sich der weiße Pflanzer auf den Inseln, wo die Sklaverei noch besteht, gegen die Schwarzen unter dem Schutze europäischer Gesetze erlaubt. Eben so merkwürdig, als die schnelle Einführung eines europäischen Civil-Etats unter den Ne-

gern auf St. Domingo, ist die europäische Organisation der schwarzen Armee, die Toussaint commandirte, und die Bravour, mit der diese schwarzen Soldaten für die Freiheit fochten, für die ihr Anführer sie zu begeistern wußte. Sey immerhin diese Begeisterung im Grunde nur eine Bethörung; sie beweiset doch, daß der Neger, so bald er gehörig geleitet wird und Interesse für die Sache faßt, für die er streitet, ein sehr braver Soldat ist. Den Ruhm einer exemplarischen Bravour haben den Soldaten Toussaint's selbst die französischen Sieger zuerkannt. Mögen Toussaint's Manifeste nur betrügerische Declamationen seyn, durch die er, um seine Herrschaft zu behaupten, die neuen Plane der französischen Regierung hintertrieb; die Schwarzen, die er dann betrog, hatten doch ungleich mehr Ursache, ihm zu trauen, als den Weißen, die ihnen von alten Zeiten her nur zu bekannt waren. Sie sind also auch nicht blinde Werkzeuge ihres Beherrschers zu schelten. Und wo läge dann am Ende der Unterschied zwischen dem Freiheitsenthusiasmus der französischen Nationalgarden, die mit ihren Leichen die Gräber bei Gemappe füllten, damit die Linientruppen hinüber passiren

konnten, und dem Enthusiasmus der Negersoldaten, die das Fort Crete-à-Pierrot vertheidigten und sich in Stücken hauen ließen, während ihr Anführer den Franzosen in den Rücken zu fallen versuchte? Oder ist nicht die persönliche Freiheit, für welche diese Schwarzen, wenigstens ihrer Überzeugung nach, starben, so gewiß ein wahres Gut, als die politische Freiheit gewöhnlich nur ein erträumtes ist?

Ohne für oder gegen den Neger Toussaint Partei zu nehmen, darf man laut sagen, daß der Negerkrieg, der St. Domingo verwüstet hat, einer der empörendsten Kriege ist, die je die Menschheit beschimpften. Ohne mit politischer Kritik, die einem Privatmanne überdieß nur selten ziemt, die Maßregeln der französischen Regierung zu tadeln, dürfte man diese Maßregeln schlechterdings verwerflich nennen, wenn man gewiß wüßte, daß es noch irgend andere Mittel gab, dem Mutterstaate seine geliebte Colonie zu retten. Und selbst, wenn ja Gewalt gebraucht werden mußte — Aber ein Vorhang falle, je früher, je besser, vor diesen neuesten Weltbegebenheiten nieder und entziehe, wo möglich, der Nachwelt Particularien,

aus denen sie doch nur wenig Tröstliches lernen kann!

Noch besteht, zur Ehre der englischen Humanität, das Colonial-Institut zur bürgerlichen Veredlung der Neger in Sierra Leona. Nach öffentlichen Nachrichten hat sich in England sogar eine Gesellschaft vereinigt, die junge Neger von Sierra Leona in England erziehen läßt. Die Erziehungsanstalt ist zu Clapham in Surrey.

Capitän Granpre' besuchte auch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Was er von der Grausamkeit erzählt, mit der dort die holländischen Colonisten die armen Hottentotten behandeln, stimmt mit älteren Nachrichten nur zu genau überein. Nach seiner Berechnung ist die ganze Hottentotten-Nation auf acht tausend Köpfe reducirt. Bei dieser Berechnung sind aber die Bosiemans oder Busch-Hottentotten nicht mitgezählt. So heißen bekanntlich die freien Hottentotten, die sich in die Gebirge geflüchtet haben, von wo aus sie die Colonien räuberisch und rächerisch überfallen, aber gewöhnlich auf die Gefahr, zu verhungern, wenn ihnen lange Zeit kein Raub gelungen ist. Der Patriotismus des

Hrn. Grandpré hindert ihn daher nicht, sich den kosmopolitischen Wunsch zu erlauben, daß die holländische Colonie am Cap eine Besitzung der Engländer bleiben möge. Indessen ist der Friede zu Amiens geschlossen, wo die Hottentotten keinen Abgesandten und keinen Sachwalter gehabt haben; und das Cap ist den Holländern zurück gegeben.

Ausführlichere Nachrichten von den Bewohnern des südlichen Afrika enthält die Reisebeschreibung des Engländers John Barrow, der in den Jahren 1797 und 1798 als General-Controlleur und Secretär des Lord Macartney die entfernteren Gegenden der holländischen Colonie am Cap von Amtswegen bereisete, um Beschwerden zu vernehmen, und Ordnung zu stiften. Die holländischen Colonisten am Cap erscheinen in dieser Reisebeschreibung von keiner vortheilhafteren Seite, als in andern unparteiischen Berichten. Ihrer Gastfreundschaft läßt Hr. Barrow Gerechtigkeit widerfahren. Nach Abzug dieser Tugend bleibt ihnen aber von allem, was Humanität genannt werden kann, gar nichts übrig. Das holländische Phlegma hat sich in Afrika klimatisirt. Es hat sich mit einem Hange zur rohen Schwelgerei vereinigt,

ohne in der Hauptsache durch den Einfluß des wärmeren Himmels verändert zu seyn. Die holländische Reinlichkeit verschwindet am Cap. Der Capbauer, der ein Landgut von mehreren Meilen (vermuthlich doch wohl englischen) im Umfange besitzt und über Sklaven herrscht, lebt unter Spinnen und Scorpionen, in Schmutz und äußerer Armseligkeit; aber ist ihm wohl. Er schmaucht den ganzen Tag Taback, trinkt seine Soopie d. i. seinen Schnaps, thut ein paar tüchtige Mahlzeiten, freuet sich, wenn das Hammelfleisch auf seiner Tafel im Fette schwimmt, hält seine Mittagruhe, vermehrt seine Familie, und bekümmert sich übrigens um nichts in der Welt, außer um sein Feld und sein Vieh. Satt und schwerbeleibt, brutalisirt er mit gleicher Gefühllosigkeit den Hottentotten und den Neger, der ihm als Leibeigener dient, und den Ochsen, der seinen Wagen zieht. Wenn er seinen Hottentotten zur Arbeit ermuntern oder ihn ein wenig abstrafen will, macht er sich den Spaß, dem Elenden die Waden voll Schrot zu schießen. Hr. Barrow sagt ausdrücklich, daß dieser Spaß am Cap ganz gewöhnlich ist. Wenn ein Ochse vor einem schweren Wagen oder auf einem steilen Wege ermüdet ist und

nicht mehr von der Stelle gehen will, so zieht der Capbauer sein großes Messer aus der Tasche, und versetzt dem Thiere ein Paar Schnitte über die Rippen, daß das Blut strömt und die Wunde während dem Fortschreiten zuweilen einen Zoll breit sich öffnet. Der lachende Bauer weiß, daß das Thier von dieser Mißhandlung nicht stirbt. Die Wunde heilt bald von selbst, und der Ochse bekommt bei Gelegenheit eine neue. Noch andere Züge ähnlicher Art führt Hr. Barrow an. Es ist ein zu unerfreuliches Geschäft, sie zu wiederhohlen. Und diese Menschen von europäischer Abkunft sind die Leute, von denen man in Europa gern glauben möchte, daß sie die Afrikaner in der Cultur unterrichten könnten, weil auf ihren Weinbergen der köstliche Capwein wächst.

Welch ein edlerer Menschenschlag sind die Caffern, die in ihrer Nachbarschaft wohnen! Diese bei den holländischen Colonisten verrufene Nation lernen wir durch Hrn. Barrow zum ersten Mal genauer kennen. Ihrem Muth und ihrer Freiheitsliebe verdanken sie den übeln Ruf, in den sie bei den Capbauern gekommen sind. Denn alle Versuche, sie an die Mißhandlungen zu gewöhnen, die sich die Hot-

tentotten gefallen lassen, sind vergebens gewesen. Die Caffern gehören zu einem ganz andern Menschenstamm, als die Hottentotten. Hr. Barrow möchte ihre Herkunft von den Arabern ableiten, weil ihr Charakter, wie ihre Lebensart, viel Arabisches hat, und ihre Gestalt dieser Hypothese nicht widerspricht. Hat Hr. Barrow nicht sich selbst aus Achtung für die braven Caffern getäuscht, so gehören sie auch, nach unsrer europäischen Vorstellungsart, die schwarzbraune Farbe abgerechnet, zu den schönsten Menschen. Sie sind weder Neger, noch wie die Hottentotten, Halb-Neger. Ihre Physiognomie weicht durchaus von der afrikanischen ab. Ihr Körperbau unterscheidet sich von dem hottentottischen in jeder Hinsicht auf das vortheilhafteste. Der Theil, auf dem man sitzt, und der bei den Hottentotten und Hottentottinnen von unmäßiger Größe ist, zeichnet sich bei ihnen durch nichts Besonderes aus. Die Männer sind schlank und stark, zum Theil herkulisch gebauet. Ein junger Caffer von zwanzig Jahren, dessen Figur Hrn. Barrow auffiel, hatte sechs Fuß, zehn Zoll, englisches Maß. Ungestaltete und verwachsene Personen sieht man unter ihnen nicht. Ihre einfache Nahrung und ihre noma-

dische Lebensart erhält sie in beständiger Gesundheit. Ein Caffer ist, wie ein arabischer Beduin, Hirt und Soldat. Als Krieger sind sie ihren europäischen Nachbarn furchtbar genug geworden; aber sie suchen keine Händel. Rache, wenn einer der Ihrigen erschlagen oder beschimpft ist, und Nothwehr, wenn man ihre Gränzen nicht respectirt, sind die einzigen Veranlassungen zum Kriege zwischen ihnen und ihren Nachbarn. Mit diesem Bewußtseyn blickt der Caffer dem Europäer fest und unerschrocken in's Gesicht, ohne Anmaßung und ohne Verlegenheit. Im Frieden schränkt sich seine Thätigkeit größten Theils auf die Versorgung seiner Heerden ein. Eine ansehnliche Heerde ist sein Reichthum und sein Stolz. Die berauschenden Getränke der Europäer haben bei den Caffern noch wenig Eingang gefunden. Selten schlachten sie ein Stück Vieh zu ihrem eigenen Gebrauch. Sie vertauschen es lieber gegen ein schönes Mädchen. Diesen sonderbaren Tauschhandel, der den Verkäufern der Mädchen, aber nicht den Caffern Schande macht, treiben sie mit der benachbarten Nation der Tambuki's, deren Töchter bei ihnen beliebter, als ihre Landsmännimen, sind. Diese Tambuki's oder Tambukins scheinen also

auch kein recht afrikanischer Menschenschlag zu seyn, oder die Kinder müssen mehr nach den Vätern arten, als nach den Müttern. Der gewöhnliche Preis, den ein Caffer für eine tambukische Schöne bezahlt, ist ein Ochse, oder zwei Kühe. Mit der Vielweiberei hält es jeder Caffer, wie er will. Auch die eingebornen Mädchen kauft der Heirathslustige als willenlose Geschöpfe von den Aeltern, wie bei den meisten rohen Nationen. Ihre Ehen sind sehr fruchtbar.

Der Schein der Übertreibung, den Hrn. Barrow's günstige Beschreibung der Caffern vielleicht noch haben möchte, verschwindet ganz, wenn man sie mit den Nachrichten vergleicht, die ungefähr um dieselbe Zeit der englische Capitän William White bekannt gemacht hat. Dieser Seefahrer litt im Jahr 1798 Schiffbruch an der Ostküste von Afrika. Er rettete sich mit seinem halb zertrümmerten Schiff in die Lagoa-Bay, 25 Grad, 52 Minuten südlicher Breite, also an der Küste des Caffer-Landes. Seit langer Zeit ist diese Gegend von Europäern, die ihre Reisen beschrieben haben, nicht besucht worden. Nur Walfischfänger treiben dort ihre Geschäfte. Hr. White hält zwar den Caffern, die er kennen lernte, keine so lebhafte Lobrede,

als Hr. Barrow; aber er sagt auch nichts zu ihrem Nachtheile; und was er von ihren schlanken und robusten Körpern und ihren Sitten und Gebräuchen erzählt, stimmt mit Hrn. Barrow's Nachrichten ziemlich genau überein.

Die Caffern sind also eines von den Völkern, die mit den Europäern längst bekannt geworden sind, ohne bis jetzt noch Lust zu bezeigen, sich, zu ihrem Glück oder Verderben, zu europäisiren. Aber auch ihre Stunde wird schlagen. Und sollte auch im französischen Senat die Menschenfresserei auf eine ähnliche Art wie der Menschenhandel für gesetzmäßig erklärt werden, so wird doch immer die Handelspolitik auf freundschaftliche Verbindung mit Menschen dringen, die sich nicht verkaufen lassen, deren Wohlwollen man aber mercantilisch benutzen kann; und wenn man sich den freien Caffern mit mehr Höflichkeit und Klugheit nähert, als bisher, werden sie bald, wie alle Wilden, denen man sich so genähert hat, von der europäischen Cultur überlistet werden. Wenn ihnen nur erst der Branntewein so gut, wie den Negern, schmeckt, entschließen sie sich vielleicht, noch ehe sie sich civilisiren, in den Tauschhandel, dem sie ergeben sind, eine wesentliche Veränderung zum Vortheil

der europäischen Sklavenhändler zu treffen und, statt tombuktische Mädchen für Rinder zu erhandeln, ihre eigenen für ein Fäßchen herzerfreuenden Getränks zu verkaufen.

Wen diese Nachrichten von Afrika mit Unwillen gegen unser weltverschlingendes Europa erfüllen, den mag das Gute erheitern, das die europäische Cultur wenigstens in einem Winkel der holländischen Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung stiftet. An einem Orte, der den nicht sehr anlockenden Namen Bavians-Kloof führt, haben sich Colonisten von der Herrenhuthischen Brüder-Gemeine niedergelassen. Hr. Barrow, der sie besuchte, fand hier, was er in der Nachbarschaft umher vergebens gesucht hatte, Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung. Sechshundert zum Christenthum friedlich bekehrte Hottentotten standen unter drei Lehrern, von denen der eine ein Schmidt, der andre ein Schuster, und der dritte ein Schneider war. Ihr Gottesdienst hatte viel Feierliches und Erheiterndes. Freilich hatten einige der übrigen Colonisten gegen diese rechtlichen Menschen schon ein Complott gemacht, um sie aus dem Wege zu räumen und ihre Zöglinge als Sklaven davon zu führen. Aber der Plan

wurde vereitelt, und der englische Gouverneur James Craig nahm die herrenhuthische Colonie in seinen besondern Schutz. Wer wird sie nun in seinen Schutz nehmen?

Über das Schicksal des ganzen Afrika zieht sich ein neues Dunkel. Auch Ägypten ist nun wieder die Beute der Türken und Mamelucken, die einander den Raub abzujagen suchen. Tausende sind durch die französische Expedition, durch die Ägypten entweder zur französischen, oder zur englischen Colonial-Provinz werden zu sollen schien, unglücklicher geworden, als sie vorher waren, und von Gewinn, den die Menschheit in dieser Gegend den Siegen der französischen Eroberer verdanken könnte, zeigt sich noch keine Spur. Aber vielleicht zertheilt sich auch diese Wolke, sobald die europäischen Mächte über gewisse Puncte einverstanden sind. Daß den türkischen Provinzen eine große Veränderung bevorsteht, darf man annehmen, ohne etwas von den Geheimnissen der Cabinette ausgekundschaftet zu haben.

II. Nicht weniger gegründet bleibt die Vermuthung, daß ganz Asien in einigen hundert Jahren, also nach kosmopolitischer Rechnung

in nicht langer Zeit, eine neue Gestalt annehmen wird.

Man kann das heutige Asien am bequemsten nach vier kosmopolitischen Abtheilungen übersehen. Die erste begreift die russischen Provinzen von den Küsten des schwarzen Meers nordöstlich hinauf bis nach Kamtschatka. Zu der zweiten Abtheilung gehören die türkischen und persischen Provinzen, nebst Arabien und der freien Tatarei und Mongolei. Die dritte Abtheilung begreift das chinesische Reich nebst Tibet, und die vierte das ganze Vorder- und Hinter-Indien mit Einschluß aller indischen Inseln. Alles, was zu einer dieser vier Abtheilungen gehört, ist entweder durch besondere Formen der Denkart und Sitten verbunden, wenn gleich von allgemeiner Gleichförmigkeit noch weit entfernt, oder es steht ungefähr unter derselben Autorität des Einflusses europäischer Sitten, wenn auch in sehr ungleichen Verhältnissen zu der europäischen Colonial-Herrschaft.

Daß das ganze russische Asien, so vielerley heterogener Völkerschaften es auch umfaßt, ebendeßwegen um so leichter europäisirt werden wird, weil dieser Völkerschaften so viele und

mancherlei sind, bedarf kaum eines Beweises. Eine große Nation beharret, wenn sie durch unglückliche Ereignisse ihre politische Selbstständigkeit verloren hat, zuweilen um so eigensinniger bei ihren alten Sitten, je unwilliger sie das Joch der Eroberer trägt. Aber Völkchen, die für sich nie etwas bedeuteten, und nie einen politischen Nationalstolz empfinden konnten, finden sich durch die Incorporation in einen großen Staat immer ein wenig geschmeichelt. Das gemeinschaftliche Band, das sie alle zusammen hält, theilt ihnen unvermeidlich mit jeder Generation eine allgemeinere Übereinstimmung der Denkart und Sitten mit. Ist nun noch dazu die Regierung des ganzen Staatskörpers gegen alle National-Eigenheiten der mancherlei Unterthanen so tolerant, wie die russische, so beschleunigt sie die wachsende Homogeneität des Ganzen eben durch diese Toleranz. Alles dieß versteht sich nach den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur so von selbst, daß selbst ein Auszug aus den neuesten Nachrichten, die Hr. Pallas kürzlich über die Einwohner der südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs mitgetheilt hat, hier am unrechten Orte stehen würde. Ein Paar Generationen können freilich

noch aussterben, ehe man dem Tataren und dem Mongolen, der jetzt unter russischer Hoheit nach seiner Väter Weise lebt, den europäisch geformten Russen anmerken wird.

Die türkisch-asiatischen und persischen Provinzen nebst Arabien und der freien Tatarei und Mongolei sind durch den gemeinschaftlichen Mahomedanismus und uralten Orientalismus nicht weniger, als durch ihre geographische Lage, in einer kosmopolitischen Verbrüderung vereinigt, von der sie selbst nichts wissen. Sie bilden in dieser Verbrüderung bis jetzt noch den festesten Damm, an welchem der Strom der europäischen Gleichförmigkeit sich bricht. Die Zeit, wo die europäische Denkart bis in das Innere dieser Länder dringen wird, liegt noch in tiefer Ferne. Neue Nachrichten, die diese historische Prophezeihung bestätigen, liefert die unterhaltende Reisebeschreibung des Hrn. Jackson, der im Jahr 1797 den bei den Engländern so genannten Weg über Land von Indien nach Europa machte. Aber die Küsten von Kleinasien, und nicht weniger die von Arabien und Persien, haben zu viel Anlockendes für den europäischen Handelsgeist, als daß unsere Seemächte nicht bald der Gelegen-

heit wahrnehmen sollten, sich dort zu etabliren; und der anarchische Zustand der türkischen und persischen Länder, dessen Ende noch nicht abzusehen ist, wird diese erwünschte Gelegenheit wahrscheinlich unversehens darbiethen. Ob dann der indische Welthandel auf unserer Halbkugel wieder die alte Richtung durch den Orient nehmen, oder die neuern um das Cap der guten Hoffnung behalten wird, kann die Kosmopoliten für's Erste nur wenig interessiren; denn was in beiden Fällen für die Menschheit gewonnen, oder verloren seyn möchte, ist noch zu ungewiß. Sollte der indische Welthandel zu früh wieder über das mittelländische Meer geführt werden, so bliebe das vom Schicksal schon so lange vernachlässigte Afrika noch länger zurück. Vielleicht rafften sich dann die Orientaler in den türkischen und persischen Provinzen auch unvermuthet wieder auf, und der alte Orientalismus gewönne neue Stärke.

Muthmaßungen und unbestimmte Wünsche müssen noch immer die Stelle kosmopolitischer Notizen vertreten, wenn von diesem Theile Asiens die Rede ist. Nachrichten genug laufen, nach wie vor, von dort her ein, aber meist nur mercantilische, und keine von Bedeutung nach

der Idee einer allgemeinen Welt-Humanität. Ein lehrreiches Werk zur Erweiterung der Handelspolitik ist Olivier's Reise in das ottomanische und persische Reich. Hr. Olivier wurde im Jahr 1792 von den Stiftern der französischen Republik abgeschickt, die Handelsverhältnisse in der Levante genauer zu untersuchen. Die Geschicklichkeit, mit der er ein Hinderniß seiner Reise nach dem andern überwunden hat, macht ihm nicht weniger Ehre, als die Sorgfalt, die er angewandt hat, überall die nöthigen Nachrichten einzuziehen. Aber für die Geschichte der Menschheit ist auch dieser Reisebeschreibung wenig zu lernen.

China und Tibet kann man in kosmopolitischer Hinsicht als einen Bund zweier an Macht und Größe ungleichen, aber durch politische und religiöse Verhältnisse vereinigten und von der europäischen Cultur ungefähr gleich weit entfernten Staaten ansehen. So fest auch die Chineser an ihren uralten Gebräuchen und Vorurtheilen hängen, und so abgesondert sie bis jetzt von der ganzen übrigen Welt sind, so leicht wird sich die europäische Cultur mit der ihrigen vermischen, so bald sie es einmal darf. Hätte die Regierung in Peking mehr Ursache,

sich auf ihre Unterthanen zu verlassen, so hätte sie nicht nöthig, durch gesetzmäßige Vorkehrungen sie zu isoliren. Aber sie darf nicht so viel wagen, als die Regierung zu Constantinopel. Diese kann ohne Gefahr die Europäer als Kaufleute ihr Reich von einem Ende zum andern durchkreuzen lassen. Die fanatische Verachtung, mit der der Muselmann auf den Franken herabsieht, wird ihn auch von der europäischen Denkart so lange entfernen, als er an seinem Fanatismus hängt. Aber der Chineser ist nicht fanatisch. Die Stelle der Volksreligion vertritt in China ein Aberglaube, mit dem es Jeder halten kann, wie er will. Der chinesische Nationalstolz ist nur ein kindischer Dünkel, und dieser Dünkel beherrscht den Chineser weniger, als eine jüdische Gewinnsucht. Wo es etwas zu handeln und auf irgend eine Art zu verdienen gibt, da kriecht der Chineser vor dem Europäer, wie vor seinen Obern. Die Schaaren von chinesischen Barbieren, Handwerkern und Schreibern in Batavia und andern indischen Colonienstädten der Europäer sind die geschmeidigsten und unterthänigsten Geschöpfe von der Welt. Wenn sie einmal angefangen haben, den Europäern nachzuahmen, werden sie nicht

langsam fortfahren. Nur anzufangen werden sie sich nicht eher entschließen, als bis sie sich nicht mehr für klüger als alle andern Sterblichen halten. Von einem Vorurtheile, wie dieses, kommt der Mensch nicht leicht zurück.

Der seltsame Klosterstaat Tibet, der jetzt unter chinesischer Hoheit steht, ist uns durch den Capitän Turner, der eine Gesandtschaftsreise dahin machte, bekannter geworden. Die Entstehung dieses Staats liegt noch immer im Dunkel. Denn die Tibetaner selbst gestehen, daß ihre Religion ein Zweig der indischen ist; und doch gibt es in Tibet keine Eintheilung der Nation in Kasten, wie sie in Indien nach einem wesentlichen Dogma der braminischen Religion eingeführt sind; und in Indien gibt es keine Ordensverfassung, die etwas Ähnliches mit der tibetanischen hätte. Noch immer glauben die Tibetaner fest an die irdische Unsterblichkeit ihres Ober-Mönchs oder großen Lama. Sie bezweifeln nicht, daß er nur seine leibliche Behausung wechselt und, wenn er in der einen Gestalt gestorben ist, sogleich in einer andern, die er vorher bezeichnet haben soll, wieder auflebt. Als Hr. Turner Tibet besuchte, war

der große Lama ein schönes Kind von anderthalb Jahren. Unter ihm, oder vielmehr unter seinem Vormunde, der in seinem Namen regierte, standen unmittelbar die Lamas ohne Beinamen oder die Oberaufseher der Klöster, also Aebte nach unserer Art zu reden. Drei von diesen bekleideten die höchsten Ehrenstellen in der tibetanischen Monarchie. Die Gylongs oder Mönche waren fast ausschließlich im Besitz die öffentlichen Aemter. Der Orden war mit der ganzen Nation fast unmittelbar verbunden, denn gesetzmäßig mußte von vier Brüdern einer ein Gylong werden. Ein feineres Gesetz, die Nation selbst durch Familienbande an einen Mönchsorden zu knüpfen, ließ sich nicht wohl erdenken. So fand Hr. Turner den Staat des großen Lama im Jahr 1783; und schwerlich haben sich die Sachen dort seitdem geändert. Von der europäischen Denkart sind die Tibetaner noch durch mehrere Gebräuche weit entfernt, besonders durch die nach unseren Begriffen unerträgliche Vielmännerei. Denn wenn der älteste Bruder in einer Familie heirathet, gehört die Frau zugleich allen seinen jüngern Brüdern. Der älteste hat nur das Vorrecht, nach seinem Gutdünken den Gegen-

stand ihres ehelichen Gesammtbesitzes zu wählen. Aber warum sollten sich Gebräuche, wie dieser, mit europäischen Sitten nicht um so leichter vertragen, je libertinischer man in Europa über alle ehelichen Verhältnisse denkt? Und daß man darüber mit jedem Jahre libertinischer denkt, lehren alle Beobachtungen und Nachrichten. Das tibetanische Klosterwesen nähert sich dem europäischen sogar in Nebensachen. Hr. Turner versichert, daß sich ein tibetanisches Kloster mit seinen hohen Mauern und schmalen Fensteröffnungen fast ganz wie ein europäisches ausnimmt. Nur die Dächer unterscheiden sich durch ihre chinesische Bauart. Warum sollte nun die Freidenkerei den Weg durch die Thüren unter diesen schmalen Fensteröffnungen nicht so gut finden, wie sie ihn in Europa gefunden hat? Der Handel zwischen Tibet und den englischen Besitzungen in Indien muß nur erst lebhafter werden; und dazu sind alle Veranstaltungen getroffen.

Die Herrschaft der Engländer über Vorder-Indien oder Indostan gewinnt von Jahr zu Jahre an Ausdehnung und, wie es scheint, auch an Festigkeit. Ein Nabob wird nach dem andern abgesetzt oder in strenger Abhängigkeit

erhalten. Der Staat von Mysore ist nach Tippo Saeb's Tode verschwunden. Die gefährlichsten Nachbarn der Engländer in Indien sind noch die Maratten. Aber auch mit diesen wird die brittische Macht und Politik schon fertig werden. Je mehr sich das Volk in Indien an die Herrschaft der Europäer gewöhnt, die es noch von Herzens Grunde haßt, und je sorgfältiger die europäischen Regenten das Staatsinteresse der indischen Erbfürsten getheilt erhalten, desto schwerer wird es jedem dieser Fürsten werden, sich der Verwandlung Indiens in ein indisches Europa zu widersetzen, so lange man nur irgend mit Verstand und Billigkeit gegen die Unterthanen verfährt. Alle neueren Nachrichten aus Indien bestätigen die gegründete Vermuthung, daß ganz Indostan nach und nach die Form einer europäischen Colonie erhalten wird. Man wird die frommen und geduldigen Hindu's wie in Europa die Juden bei dem Glauben und den Sitten ihrer Väter lassen, wenn sie nur pünctlich ihre Abgaben zahlen; und unvermerkt werden die Braminen in Indien ihre ungemessene Autorität verlieren wie die Rabbinen in Europa. Wie die aufgeklärten Juden unter uns Schweinefleisch essen, wenn kein Altgläubiger

von ihrer Nation zugegen ist, so werden die aufgeklärten Hindu's Fleisch überhaupt essen lernen; und die Braminen könnten dann wohl am Ende wie Hirten ohne eine Heerde da stehen. Nach dem Berichte des Capitän Granpré, desselben, der die schätzbaren Beiträge zur Kenntniß von Westafrika geliefert hat, ist in Bengalen, der Hauptprovinz der Engländer in Indien, die Zahl der Bastarde von europäischen Vätern und indischen Müttern schon so groß, daß sie bald den größeren Theil der Volksmenge ausmachen wird. Nur die Weiber von der heiligen Braminen-Caste sind stolz genug, den Verführungen der lüsternen Europäer zu widerstehen. Außer dieser Caste hat sich aber auch, nach Hrn. Granpre, keine einzige mehr rein erhalten. Auf diesem Wege also verbreitet sich die europäische Cultur in Indien vorzüglich. Aber der Weg von einer nachgiebigen Sinnlichkeit bis zur Umänderung alter Religionssitten ist doch noch ziemlich lang. Einige Gegenden des Marattenstaats, den die englische Politik nie aus dem Auge verliert, kann man aus der Reisebeschreibung des Hrn. Leckie kennen lernen, der als Abgesandter im Jahr 1790 von Calcutta aus an den marattischen Rajah oder Fürsten von Berar ge-

schickt wurde. Aber alle diese Nachrichten lehren in kosmopolitischer Hinsicht wenig Neues.

Desto merkwürdiger ist in dieser Hinsicht die Reisebeschreibung des Major Symes, der im Jahr 1795 als Gesandter von der englischen Regierung zu Calcutta an den Hof des Königs von Ava in Hinter-Indien abgeschickt wurde. Seit beinahe einem Jahrhunderte hatte man von den dortigen Gegenden und ihren Bewohnern nur sehr dürftige und unsichere Nachrichten. Man wußte indessen aus den älteren Berichten der französischen Missionarien, die ehemals vorzüglich in Siam eine Niederlassung hatten, daß in den indischen Königreichen oder Fürstenthümern jenseits des Ganges eine ganz andere Denkart, Sitte und Sprache herrscht, als diesseits. Durch Hrn. Symes sind wir nun weit genauer unterrichtet. Alles, was er von den Birmanen oder Unterthanen des Königs von Ava erzählt, beweiset, daß kein Volk in Indien und vielleicht in ganz Asien, sich in seiner Lebensart von den übrigen Morgenländern so auffallend unterscheidet und den Europäern so ähnlich ist, als diese Birmanen. Sie sind nicht nur munter, industriös und ohne Fanatismus; sie haben auch längst dem weiblichen Geschlechte im gesellschaft-

lichen Leben eine Freiheit eingeräumt, deren es sich sonst in Süd-Asien nirgends erfreut. Man traunet kaum seinen Augen, wenn man lieset, daß unter diesem Himmelsstriche die Prinzessinnen, wie die Frauen von den übrigen Ständen, in gemischter Gesellschaft mit Männern erscheinen. Hr. Symes erhielt zum Beispiel die Erlaubniß, der Mida Pra oder Mutter der Königinn seine Aufwartung zu machen. Er wurde in eine Art von Saal geführt, der von mehreren Pfeilern unterstützt war. Am Ende des Saals war der Boden etwas erhöht und durch eine Balustrade abgesondert. Hinter der Balustrade lag auf einem mit Musselin bedeckten Teppich ein großes Küssen von blauem Sammt mit goldenen Frangen unter einem Prachthimmel. Um die Balustrade herum saß ein zahlreicher Hofstaat von Personen beiderlei Geschlechts, besonders aber Frauenzimmer. Dem englischen Abgeordneten wurde sein Platz dem blauen Küssen gegenüber angewiesen. Nach einigen Minuten erschien die alte Königinn, unterstützt von zweien ihrer Hoffrauen. Eine dritte trug ihr die Schleppe. Die alte Dame war ohne allen Kopfputz. Ihr langes weißes Haar hing frei über ihre Schultern. Ihr Anzug war

ein langes Kleid von Musselin. Ueber die Schultern trug sie eine Art von Schärpe mit Gold gestickt. Als sie hereintrat, bückten sich die Damen und Herren auf das ehrerbiethigste. Nachdem sie sich gesetzt hatte, knieten ihre beiden Kammermädchen oder Frauen neben ihr nieder und fächelten sie mit langen vergoldeten Fächern. Es erfolgte eine Conversation zwischen der alten Dame und den Engländern, so gut sie unter diesen Umständen geführt werden konnte. Nachdem die Fürstinn wieder abgetreten war, wurden feines Backwerk und köstliche Früchte aufgetragen.

Aber am auffallendsten zeigte sich die gesellschaftliche Freiheit der Birmanerinnen am 12ten April bei der Feier ihres Neujahrsfestes. Zu dieser Feier gehört eine religiöse Reinigung des Volks von allen Uebelthaten des vorigen Jahres. Der religiöse Gebrauch ist zu einer fröhlichen und carnevalsmäßigen Neckerei geworden. Die ganze junge und schöne Welt wetteifert, einander an den feierlichen Reinigungstagen mit Wasser zu bespritzen. Muthwillig schwärmen die Mädchen, mit großen Sprützen und Flaschen bewaffnet, umher und suchen die Mannspersonen naß zu machen. Diese dürfen sich auf

dieselbe Art rächen, aber sich durchaus keine Unanständigkeit gegen die Frauenzimmer, auch nicht einmal eine Berührung erlauben. Keine Mannsperson darf ein Frauenzimmer naß machen, die nicht gegen ihn der angreifende Theil gewesen ist. Auf diese aber kann er so viel Wasser schütten, als er will. Wenn eine junge Frau einem Manne sagt, daß sie keinen Antheil an der Belustigung nehmen will, wird es als ein Geständniß ihrer Schwangerschaft angesehen.

Hr. Symes und seine Gesandtschaftsgefährten feierten das birmanische Besprützungsfest bei der Gemahlinn des Vicekönigs von Pegu. Als sie eine Stunde vor Sonnenuntergang sich der Einladung gemäß einstellten, standen schon drei große Porzellan-Krüge voll Wasser in Bereitschaft nebst Schalen und Löffeln zum nöthigen Gebrauch. Den Engländern wurde überdieß beim Eintritt eine Flasche mit Rosenwasser gereicht. Sie mußten ein wenig davon dem Vicekönig auf die Hand schütten, der sein musselinenes Unterkleid damit besprengte. Dann erschien die Vicekönigin selbst, um in eigener Person den Fremden zu sagen, daß sie keinen Theil an dem Feste nehmen könne. Ihre Stellvertreterinn mußte ihr Töchterchen seyn,

ein Kind, das noch auf dem Arme getragen wurde. Man gab dem Kinde Rosenwasser mit Sandelholz in einer goldenen Schale. Es mußte davon etwas auf seinen Vater und das Uebrige auf die Gäste schütten. Auf dieses Signal ging das Hauptgefecht an. Gegen zwanzig junge Damen stürzten auf ein Mal aus den innern Gemächern in den Saal. Die Engländer, die mit dem Vicekönig nur vier Mann stark waren, wurden von der weiblichen Uebermacht überwältigt und ohne Erbarmen durchnäßt. Der Vicekönig mußte am ersten das Feld räumen. Die Engländer behaupteten sich länger, weil einer von ihnen sich eines großen Kruges bemächtigt hatte und sich tapfer damit gegen seine muthwilligen Gegnerinnen wehrte.

Auch bei Feuerwerken und andern öffentlichen Lustbarkeiten in den vereinigten Königreichen Ava und Pegu sind Frauenzimmer zugegen; und überall wird der strengste Anstand beobachtet. Die Ordnung, die bei solchen Gelegenheiten herrschte, setzte die Engländer in kein geringes Erstaunen. In keiner europäischen Hauptstadt hätte die Polizei zufriedener mit dem Betragen des Volks seyn können. Knechtische

Furcht ist es gewiß nicht, was die Birmanen, wenn sie fröhlich sind, in so guter Ordnung erhält. Die Regierungsform in Ava und Pegu ist zwar ganz orientalisch, also despotisch. Aber die Nation hat sehr viel natürlichen Freiheitssinn. Sie ist nichts weniger als kriechend. So weit auch ihre Cultur in jeder Hinsicht hinter der europäischen und selbst hinter der chinesischen zurück geblieben ist, so wenig hat sie von der chinesischen Selbstgenügsamkeit und methodischen Beschränktheit. Die Chineser scheinen nicht ohne Einfluß auf die Künste und Erfindungen der Birmanen gewesen zu seyn. Aber die Birmanen sind in demselben Grade geneigt, von den Europäern zu lernen, als die Chineser gegen alle europäischen Künste schnöde thun. Zu bewundern ist, daß sich unter den innern Kriegen, die diese Gegenden fast immer verwüstet haben, die birmanische Civilisation noch so gut erhielt. Den Engländern fängt schon an, vor einer Rivalität mit ihnen bange zu werden. Denn die Birmanen legen sich jetzt mit so vielen Glück auf die Schiffsbaukunst, daß die englische Regierung zu Calcutta in große Verlegenheit gerathen müßte, wenn das gute Vernehmen zwischen ihr und dem König von Ava in ein feind-

liches umschlagen sollte. An Unterdrückung dieser Nation durch europäische Kriegskunst ist um so weniger zu denken, da die Birmanen ein herzhafter und rüstiger Menschenschlag und dabei sehr eifersüchtig gegen die politischen Anmaßungen der Europäer sind. Ohne Zweifel würden sie, wenn es zur gefährlichen Collision kommen sollte, auch die militärische Disciplin der Europäer bald hinlänglich einstudiren, um ihr Vaterland vertheidigen zu können. Auf diesen bisher im Hintergrunde von Indien gleichsam versteckten Theil der Menschheit wird von nun an der kosmopolitische Geschichtschreiber besonders aufmerksam seyn müssen.

Die

Tugend im Irrhause.

Nach den Beobachtungen eines französischen Arztes.

Der Anblick eines Wahnsinnigen schlägt die menschliche Vernunft nieder, wie kein anderer. Je höher wir die Vernunft um ihrer selbst willen schätzen, desto unerträglicher ist uns die Zerstörung der menschlichen Natur in ihren geistigen Elementen. Und doch haben unsere Philosophen noch immer nicht viel mehr als unbedeutende Fragmente zu einer Theorie des Wahnsinns geliefert. Noch immer wissen wir nicht mit theoretischer Genauigkeit, welche Narren man einsperren darf, und welche man, um des Naturrechts willen, frei umher gehen lassen muß. Eben deßwegen ist dann auch die Theorie der Heilung der Wahnsinnigen noch in der Kindheit. So viel weiß man wohl, daß dem wirk-

lich Wahnsinnigen durch Räsonniren nicht beizukommen ist. Aber wie Manchem ist durch Räsonniren nicht beizukommen, den man doch nicht einsperren darf!

Eine der besten Abhandlungen, die kürzlich über die Cur der Wahnsinnigen geschrieben sind, ist die des französischen Arztes Pinel, Professors an der Medicinalschule zu Paris *). In den Jahren 1792 und 1793, also in der schrecklichsten Periode der Revolution, die, wie er selbst sagt, den Wahnsinn in allen Formen hervor zu bringen geschickt war, stand Hr. Pinel dem Hospitale im Bicetre vor. Da sammelte er die Facta, die er in seiner Abhandlung mit Verstand und Wärme als Arzt, Psycholog und Menschenfreund erzählt und erläutert. Seine Orakel in der Philosophie sind nun freilich immer Locke und Condillac, und wieder Condillac und Locke. Von einer andern Philosophie wissen aber auch bis jetzt nur noch wenig philosophirende Gelehrte in Frankreich; und Hr. Pi-

*) Die Abhandlung hat den Titel: Mémoire sur la Manie periodique et intermittente. Sie steht in den Mémoires de la Société medicale d'émulation, pour l'an V. de la république.

nel führt die Grundsätze Locke's und Condillac's nur an, um zu zeigen, daß er diese Grundsätze zur soliden Beurtheilung der Wahnsinnigen, die er beobachtete, gar nicht gebrauchen konnte.

Das allgemeinste Interesse unter den vielen Beobachtungen, die er mittheilt, möchten wohl diejenigen haben, die das Verhältniß des Wahnsinns zur moralischen Vorstellungsart betreffen. Ein Unglücklicher in Bicetre, der durch die Revolutionsunfälle seinen Verstand verloren hatte, stieß ein Kind, das er zärtlich liebte, mit Ungestüm von sich, wenn er den ersten Anfall von Wahnsinn empfand. Ein junger Mensch, der mit kindlicher Ergebenheit an seinem Vater hing, brach gegen diesen im Zustande der Verrücktheit in besondere Erbitterung aus, und suchte ihn auf alle Art zu beleidigen. Andere, die sich sonst durch strenge Rechtschaffenheit auszeichneten, waren, wenn die Krankheit sie ergriff, die boshaftesten Menschen im Hospitale. Sie stahlen, betrogen, beleidigten, wo sie nur konnten. Alle diese Phänomene haben indessen nichts Ueberraschendes. Wir dürfen voraussetzen, daß die Wahnsinnigen dieser Classe ihren Verstand durch eine Leidenschaft, nicht durch Schwärmerei

oder Grübelei, verloren hatten, und wahrscheinlich durch eine Leidenschaft, in der sie sich gekränkt, oder mißhandelt und beeinträchtigt fühlten. Je stärker dieses Gefühl in ihnen war, desto gewaltsamer mußte es, wenn ihre Vorstellungen verwilderten, gegen Menschen zurückwirken, die sie liebten; denn das Gefühl der Liebe überhaupt stand mit der Leidenschaft, die ihren Verstand verwirrt hatte, im Widerspruche, und die siegende Erbitterung gegen die Menschheit traf, so bald die Vorstellungen verwirrt wurden, am ersten den Gegenstand, mit dem sich das Herz am liebsten beschäftigte. Auch diesseits der Irrhäuser will man bemerkt haben, daß Menschen, die sonst nicht zu den schlimmsten gehören, ihren Verdruß oft am beleidigendsten gegen ihre Freunde und Geliebten auslassen, ohne von diesen im mindesten gereizt zu seyn.

Aber überraschend und erschütternd ist eine andere Beobachtung des Hrn. Pinel. Nirgends, sagt er, fand ich, außer in Romanen, achtungswerthere Gatten, zärtlichere Väter, innigere Liebende und großmüthigere Patrioten, als — im Irrhause während den vernünftigen und ruhigen Zwischenperioden. Was sollen wir dazu sagen?

Die Sittsamkeit unter den Thieren.

Alte Meinungen und neuere Erfahrungen.

Die Sittsamkeit wird jetzt theoretisch und praktisch in jedem Sinne verfolgt. Und doch gestattete ihr die Naturgeschichte, bis auf die neueste Zeit, einen Zufluchtsort in der Thierwelt, wo man sie nach philosophischen Ideen nie aufgesucht haben würde. Zwei Thierarten standen bei den Alten in dem Rufe einer musterhaften Sittsamkeit; die Biene und der Elephant.

Noch im sechszehnten Jahrhunderte pries der italienische Dichter Rucellai, der die Bienen in einem Lehrgedichte besang, mit Enthusiasmus ihre hohe Sittsamkeit. Er nennt sie deßwegen Jungfräulein (virginette), und sogar Engelchen (angelette). Er versichert, daß "in dem keuschen Busen dieser Thierchen nie ein un-

sittlicher Gedanke wohnt, sondern nur Schamhaftigkeit und Ehrgefühl." Im italienischen Originale klingt es noch zarter:

Ne' lor casti petti
Non alberga giammai pensier lascivo,
Ma pudicizia e sol desio d'onore.

Rucellai legt deßwegen auch den Bienenvätern die Tugend der Keuschheit besonders an das Herz, weil die Bienen nach seiner Theorie die Nähe unsittlicher Menschen nicht ertragen können. So kommt man zu Ehren, wenn man die Dichter zu Freunden hat. Aber die neuere Naturgeschichte hat den schönen Schleier, den die Phantasie der Alten um die Sitten der Bienen webte, ohne Schonung zerrissen. Wir wissen längst, daß die Lebensart, die in einem Bienenstocke geführt wird, mit allen menschlichen Begriffen von Sittsamkeit in dem härtesten Widerspruche steht. Wenn man die Bevölkerung eines Bienenstocks im Durchschnitte zu ein bis zwei und zwanzig tausend Köpfen anschlägt, so befinden sich unter dieser Zahl ungefähr zwanzig tausend, die völlig geschlechtslos sind; und diese machen die arbeitende Classe aus, die den Honig einsammeln und die Wachszellen bauen. Jungfräulein können sie nicht wohl heißen,

da sie weder männlichen, noch weiblichen Geschlechts sind; Engelchen allenfalls noch eher; wenigstens nach der Engellehre, die Milton in seinem verlornen Paradiese vorträgt. Aber diese Engelchen sind die Unterthanen einer Königinn, die das einzige Weibchen im ganzen Stocke ist; und dieses einzige Weibchen hat ein männliches Serail von ungefähr funfzehnhundert Hummeln oder Dronen, die schlechterdings nichts anders zu thun haben, als, die Königinn zu amüsiren, und die dafür, wenn sie das Ihrige gethan haben, entweder verhungern, oder von den geschlechtslosen Arbeitsbienen ermordet werden. Welch eine Wirthschaft!

Länger hat sich das Gerücht von der vorgeblichen Sittsamkeit der Elephanten erhalten. Noch vor wenigen Jahren wußten unsre größten Naturforscher nicht gewiß, wie sich der Elephant mit seiner Elephantinn vereinige. Man nahm es als eine naturhistorische Wahrheit an, daß diese verständigen Thiere nie in eines Menschen Gegenwart, am wenigsten in der Gefangenschaft, ihr Geschlecht fortpflanzten. Auch diese Meinung ist nun zerstört. Ein ausführlicher Bericht, den, wer Lust hat, in den Abhandlungen (Philosophical transactions) der Londoner Königl. Ge-

sellschaft der Wissenschaften für das Jahr 1799, nachlesen kann, läßt nicht mehr zweifeln, daß man den Elephanten von dieser Seite zu viel Ehre erwiesen hatte. Der Verfasser dieses von dem Ritter Banks selbst eingereichten Berichts ist Hr. John Corse, der sich lange Zeit in Bengalen aufgehalten hat, und von 1792 bis 1797 zu Tiperah am östlichen Ende der brittischen Besitzungen in Hindostan Director der Elephantenjagd war. Nach seiner sehr umständlichen und detaillirten Erzählung war er mit andern Zuschauern mehr als Ein Mal Augenzeuge bei der Begattung gefangener Elephanten, die sich bei diesem Geschäft auch nicht anders, als andere vierfüßige Thiere, benahmen. Es kam nur darauf an, sie zutraulich zu machen. Denn der Elephant behält, auch wenn er gezähmt ist, eine Schüchternheit, die vermuthlich mit seinem verstandesähnlichen Gefühle genau zusammenhängt. Diese Schüchternheit wirkt dem Instincte, der ihn zu einem Weibchen hinzieht, entgegen. Die Elephanten, die sich entschlossen, in Gegenwart menschlicher Zuschauer sich um ihren guten Namen zu bringen, zeichneten sich durch eine besondere Sanftmuth und Gelassenheit aus. Die wilderen und trotzigeren ließen sich nicht verführen.

Geschichte des guten Tons in Deutschland.

Guten Ton nennen wir, seitdem die Franzosen diesen Ausdruck erfunden haben, die Lebensart der höheren Stände. Wie vielen Antheil Verstand und Geschmack an den Veränderungen haben, die der gute Ton von Jahr zu Jahre erleidet, untersucht man gewöhnlich nicht eher, als bis die Veränderung wirklich erfolgt ist; denn auch das gehört zum guten Ton, daß man ihn gar nicht, oder nur flüchtig kritisirt, so lange er klingt, das heißt, so lange er der Modeton der großen Welt ist.

Eine kurze Geschichte des gesellschaftlichen Lebens der höheren Stände in Deutschland mag einmal die Stelle der Kritik aller Gallicismen und Anglicismen vertreten, mit denen sich der heutige Geschmack der Deutschen in Ermangelung eines eigenen Tons großmüthig be-

hilft. Man verliere nur nie, während man diese Geschichte lies't, das Bild der heutigen Zeit aus den Augen. Dann kann man ohne subtile Schlüsse finden, ob die Großen und Edlen unter unsren Vorfahren die Kunst, mit einander des Lebens froh zu werden, besser verstanden, oder ob man sie jetzt besser versteht, und ob Verstand und richtiger Geschmack mit der Verfeinerung unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse Schritt gehalten haben, oder ob man in unsern feinen Zirkeln nur mit mehr Anstand, als sonst, sich selbst und Andere um sein flüchtiges Daseyn betrügt.

Der Unterschied der Stände in Deutschland ist uralt. Als die Deutschen noch, von den heutigen Irokesen und Illinesen in Nordamerika nicht sehr verschieden, in dichten Wäldern hauseten, gab es unter ihnen schon edle oder adeliche Geschlechter. Vermuthlich waren diese Geschlechter Nachkommen der Häuptlinge, die an der Spitze einer kriegerischen Partei glücklich und ruhmvoll für die gemeine Sache gestritten hatten. Der heutige Adel in Deutschland ist neueren Ursprungs. Zu jenem gehörten die Fürsten und vielleicht die unbekannten Vorfahren einiger noch blühenden Fürstenfamilien. Wie nahe oder entfernt aber auch der Adel, der jetzt

der alte heißt, mit dem uralten, der keine Familien-Nachrichten hinterlassen hat, verwandt seyn mag; die Lebensart der deutschen Großen und die des Volks, von dem man sie unterschied, war damals fast dieselbe. Ein schönerer Schild, ein besseres Schwert, zeichneten ohne Zweifel den Fürsten und Edeln aus. Aber er mußte sich mit der derben Kost begnügen, die seinen Untergebenen wohl schmeckte; denn es war keine feinere in seiner Gegend zu haben. Das Bier, das man damals in Deutschland zu brauen verstand, möchte wohl unsern Gaumen so wenig reizen, als die berauschenden Getränke, die die nordamerikanischen Wilden ohne Braupfannen zu bereiten wissen. Damals aber gab es auch für den Fürsten keinen andern Begeisterungstrank, als solches Bier. Das Würfelspiel, eine Ergötzung, der die ältesten Deutschen leidenschaftlich nachhingen, begünstigte keinen Standesunterschied, und die gemeinschaftliche Jagd eben so wenig.

Erst um die Zeit, als das südliche Deutschland nach der großen Völkerwanderung, im vierten und fünften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, eine Art von politischer Consistenz erhielt, drangen Künste und Handwerker, aus den benachbarten, ehemals römischen Provinzen des

alten Galliens in die deutschen Rheingegenden vor. Dort herrschte nun auch schon das Christenthum. Der Geistliche sonderte sich von dem Laien ab, und die Laien waren frei oder leibeigen. Die Lebensart des armen Freien, der nur einen Bauerhof und wenige Morgen Landes besaß, war in Friedenszeiten vielleicht kümmerlicher, als die eines leibeigenen Bauern, der von seinem reichen Herrn begünstigt und wohl gar als Reitknecht an den Hof des Königs mitgenommen wurde. Um den König concentrirte sich der Luxus, so gut man ihn damals kannte. Der reiche Güterbesitzer, der oft um den König war, nahm nun schon einen vornehmen Ton gegen den armen an, der nach seinen Standesverhältnissen im Grunde eben so viel, als jener, das heißt, ein freier Mann war. Unvermerkt wurde der arme Freie immer tiefer in die Classe der Bauern herabgedrückt, mit denen er zum Beschlusse, wenn es ihm unglücklich erging, dann auch das Schicksal der Leibeigenschaft theilte. Die reichen Freien, die sich an den König schlossen und Aemter am Hofe oder im Lande erhielten, bildeten immer sichtbarer eine besondere Verbrüderung. So entwickelten sich die drei Stände; die Geistlichkeit, der Adel, und die Bauern.

Diese Standesverschiedenheiten waren aber noch weit von den bestimmten Formen entfernt, die sie in der Folge erhielten. Unter den Geistlichen gab es noch keine Domherren, die nur aus dem Adel gewählt worden wären. Auch der beglückteste Abt oder Bischof hatte nicht Fürstenrang. Und kein gesetzmäßiges Vorrecht unterschied den Edelmann, wie nun der reiche Gutsbesitzer hieß, von dem armen Freien. Das nördliche Deutschland war überdieß noch ganz getrennt von dem südlichen. Im heutigen Niedersachsen wohnten noch Heiden, die in ihrer plattdeutschen Muttersprache zu den Göttern ihrer Vorfahren betheten, Pferdefleisch aßen, und ihre Unabhängigkeit höher achteten, als die barbarische Halb-Cultur der Franken, die unter der Dynastie der Merovinger in dem nach ihnen benannten Frankreich und dem damit verbundenen südwestlichen Theile Deutschlands herrschten. Bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts dauerte diese politische und religiöse Trennung der Deutschen. Selbst nachdem der fränkische König Carl der Große die Niedersachsen (damals hießen sie noch Sachsen ohne Beinamen; denn im heutigen Obersachsen wohnten Wenden) besiegt, ihnen mit Feuer und Schwert

das Christenthum gebracht, und sie mit seiner französisch-deutschen Monarchie vereinigt hatte, war der Unterschied der Stände in Deutschland noch sehr schwankend. Er konnte sich um so weniger zu festen Formen entwickeln, da Carl der Große zuletzt noch das nördliche Italien eroberte, vom Papst den Titel eines römischen Kaisers erhielt, und nun seine sämmtlichen italienischen, französischen und deutschen Besitzungen als Wiederhersteller des alt-römischen Kaiserreichs nach gleichförmigen Gesetzen und Gebräuchen beherrschen wollte. Mit der Zerstückelung dieser ungeheuren Monarchie, nach dem Tode Ludwigs des Frommen, des Sohnes Carls des Großen, entstand zum ersten Male ein politisches Deutschland als ein besonderer Staatskörper. Mit jedem Jahrhunderte unterschieden sich seit dieser Epoche die deutschen Sitten bestimmter von den italienischen und französischen; und durch ganz Deutschland erhielt nun die bis dahin willkürliche Trennung der reichen Güterbesitzer von den armen immer merklicher eine Art von gesetzlicher Gültigkeit.

Mehr, als alle älteren Standesverschiedenheiten, wirkte auf die Sitten der Großen in Deutschland, wie in den übrigen auf deutschen

Fuß organisirten Reichen, die Ausbildung des Lehnssystems. Anfangs gehörte es zum guten Ton unter den deutschen Großen, kein Lehnsträger zu seyn, und über seine Grundstücke wie über seine beweglichen Güter nach Belieben zu schalten. Aber das anarchische Befehdungsrecht, das sich der freie Deutsche nicht nehmen lassen wollte, machte das Lehnswesen zum allgemeinen Bedürfniß. Der Schwache und Arme mußte sich an den Mächtigen und Reichen schließen, um seines Lebens und Eigenthums sicher zu seyn. Der Reiche war um so mächtiger, je mehr Aermere sich an ihn schlossen. Geld gab es wenig, und bare Besoldung war nicht im Gebrauch. Ein edler Mann würde es als eine Beleidigung aufgenommen haben, wenn ihm ein anderer, und wär' es selbst der Kaiser gewesen, für bestimmte Dienste eine bare Besoldung angebothen hätte. Aber für Land konnte man Leute d. i. lehnspflichtige Schutzverwandte bekommen, und Land für versprochene Dienste anzunehmen, wurde immer mehr guter Ton. Mit einem Theile des Landes, das man selbst zu Lehen trug, konnte man, wenn der Oberlehnsherr nichts dagegen stipulirt hatte, wieder einen untergeordneten Lehnsmann gewinnen. So stieg das Lehnswesen

abwärts vom Kaiser, der die großen Reichsbeamten, die Herzoge und Grafen, mit einem Theile seiner Domänen belehnte, bis zum Herrn einiger Bauerhöfe, der sich für ein Paar Hufen Landes einen Dienstmann verpflichtete, der nicht viel mehr als ein Bauer war. Die Belehnungs-Feierlichkeiten veranlaßten das steife Ceremoniell, das nun das Wesen des guten Tons wurde; ein seltsames Gemisch von Stolz und Unterthänigkeit. Je vornehmer, das heißt, je näher dem Kaiser, man war, desto ceremoniöser mußte man in allem seinen Thun und Lassen seyn. Die Herzoge und Grafen führten diese Titel zwar noch immer nur noch als Reichsbeamte, die der Kaiser ein- und absetzte. Aber sie waren dabei gewöhnlich auch die reichsten Güterbesitzer in ihren Herzogthümern und Gauen. Den mächtigen Herzog abzusetzen, durfte der Kaiser immer weniger wagen; und der Graf stand unmittelbar unter dem Herzoge und nur mittelbar unter dem Kaiser. Ehe noch die großen Reichsbeamten Landesherren und Fürsten im heutigen Sinne des Worts waren, mußten sie schon nach dem Muster des kaiserlichen Hofstaats ihren Hofstaat im Kleinen haben. Der Lehnsträger des Herzogs hielt sich, die Lehnsverbin-

dung abgerechnet, für keinen geringern Mann, als seinen Lehnsherrn. Eine dem herzoglichen Hofstaat ähnliche Verfassung wollte nun auch er gern in seiner Burg einführen. So verbreitete sich das steife Lehnsceremoniell in allen gesellschaftlichen Verhältnissen, bis es mit der Entstehung der förmlichen Ritterschaft gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Politur erhielt, die der Stolz jenes Zeitalters war.

Was gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts in Deutschland guter Ton war, galt auch in Frankreich, Italien, Spanien und andern Ländern dafür, wo das Lehnswesen von den Nachkommen deutscher Eroberer auf denselben Fuß wie in Deutschland eingeführt war. Höflichkeit (courtoisie) wurde der Name des guten Tons; denn nach dem Muster der Höfe, wo Alles lehnsmäßig zuging, wurde das gesellschaftliche Betragen überall gemodelt. Diese Höflichkeit erhielt in jedem Lande ihren eigenen Anstrich durch das Nationaltemperament, mit dem sie sich, so gut es gehen wollte, zu einer Nationalhöflichkeit ausbilden mußte. Aber noch gab keine Nation vor der andern den gesellschaftlichen Ton an. Der deutsche Ritter konnte nicht die Politur des französischen haben; denn Frank-

reich war schon ein civilisirtes Land, als es von den Franken erobert wurde; Deutschland aber arbeitete sich erst zur Cultur hinauf. Erst mußten die Wälder noch mehr ausgehauen werden, ehe man sich in Deutschland zierlicher Sitten befleißigen konnte. Wenn ein deutscher Ritter mit einem französischen zusammen kam, mochte wohl die Derbheit des Deutschen so wenig, als seine rauhe deutsche Sprache, dem Franzosen gefallen. Aber der Deutsche achtete nicht auf den Beifall des Franzosen. Er folgte seinem Sinne. Schwerlich waren auch die französischen Fürsten und Herren so unwissend wie die Deutschen. Wenn ein deutscher Edelmann vor den Zeiten der Kreuzzüge lesen und schreiben konnte, gehörte er schon zu den Gelehrten. Kaiser Otto der Große hatte schon einige Jahre regiert, als er die Nothwendigkeit einsah, zur Erleichterung seiner kaiserlichen Geschäfte lesen zu lernen. Zur guten Ritterssitte gehörte diese Wissenschaft gar nicht wesentlich. Der junge Fürstensohn wurde, wenn er zum Knabenalter heran wuchs, einem Pfaffen (so hieß damals noch jeder Geistliche in Deutschland) übergeben, um ein wenig Christenthum zu lernen. Die Hauptsache in seiner weltlichen Erziehung war, daß er Waf-

sen führen und ein Pferd satteln und tummeln lernte. Seine und des Stallknechts Sitten konnten sich nur wenig von einander unterscheiden; denn der edle Knabe oder Knappe durfte sich nicht schämen, einem wehrhaften Ritter Stallknechtsdienste zu thun, bis er selbst in der Fehde aufsitzen und mitreiten konnte. Mit dieser Periode seines Lebens, wo er selbst wehrhaft gemacht wurde, fing die Zeit der Höflichkeit für ihn an. Denn nun mußte er neben der Sache Gottes die Sache der Damen führen, wie er es vor dem Altare geschworen hatte. Er mußte also auch lernen, wie man sich den Damen empfiehlt. Dieses Studium gab ihm dann freilich einen Anstand, der dem Stallknechte fehlte.

Wie sich ein junger Rittersmann ungefähr zu betragen hatte, um sich den Damen zu empfehlen, kann man sich denken, wenn man weiß, wie die Töchter der Fürsten und Herren damals erzogen wurden. Ein wenig Christenthum wurde auch ihnen beigebracht. Dazu lernten sie hier und da ein weltliches Liedchen singen. Aber lesen und schreiben brauchte nicht einmal die Aebtissinn eines Nonnenklosters zu können. Die gelehrte Nonne Roswitha, die im zehnten Jahrhunderte die alten classischen Autoren im

Kloster zu Gandersheim las und selbst lateinische Comödien schrieb, war ein Wunder ihrer Zeit. Eine junge Dame, die für tugendhaft gelten und die Huldigung eines jungen Ritters erwerben wollte, mußte damals noch von strenger Sittsamkeit seyn. In den weiblichen Künsten aber hatte sie das Ihrige gethan, wenn sie kochen, spinnen und nähen konnte. Und die Damen spannen und nähten nicht etwa bloß um des Lobes willen. Sie wurden förmlich in Requisition gesetzt, um mit der Nadel zu arbeiten, wenn der Mann auf kaiserliches oder fürstliches Aufgeboth zu Felde zog. Wollte die deutsche Rittersfrau ihren Mann, der einen Römerzug mitmachen mußte, nicht begleiten, so wurde ihr angesagt, daß sie vorher das Wamms, das er unter seinem Panzer trug, tüchtig ausflicken sollte, damit es unterweges nicht so bald wieder reiße.

Guter Ritterton war es in dieser Zeit, seine Freunde und Bekannte in der Nähe und Ferne so fleißig, als möglich, zu besuchen, und, was Küche und Keller bescherten, gastfreundlich mit ihnen zu theilen. Womit sollte sich der Ritter zu Hause beschäftigen? Immer konnte er doch nicht auf die Jagd gehen. Um die Landwirthschaft sich zu bekümmern, hielt er unter seiner

Würde. Diese Sorge überließ er seinen Bauern; und der Zins, den sie ihm in Naturalien entrichten mußten, war leicht administrirt. Die Städte zu besuchen, in denen sich damals der dritte Stand oder Bürgerstand in bestimmten Formen zu bilden anfing, hatte der Ritter nun um so weniger Lust, je mehr ihm daran lag, mit der gesammten Ritterschaft einen besondern Stand zu bilden, der vornehmer und edler seyn sollte. Auch gab es in den Städten noch keine Theater, keine Assembleen, keine Spur von den städtischen Unterhaltungen des heutigen Adels. Der Ritter, der sich einen fröhlichen Tag machen und seiner Würde nichts vergeben wollte, war also auf den Umgang mit seines gleichen, die auf dem Lande in Burgen oder befestigten Häusern wohnten, beschränkt. Die Besuche waren unter diesen genügsamen Gastfreunden weder kostbar zu geben, noch zu empfangen. Von einem Ende Deutschlands zum andern suchten also die Rittersmänner, wenn es nichts zu schlagen gab, einander auf, aßen und tranken zusammen, und erzählten einander von ihren Vorfahren und ihren Thaten. Dieses fröhliche Zusammenleben erhielt unter ihnen nicht nur einen patriotischen Gemeingeist; es sonderte auch den Ritterstand

immer schärfer von dem Bürgerstande ab, der doch in mehreren Gegenden großen Theils aus dem armen Adel, wie wir ihn jetzt nennen würden, das heißt, aus den armen Freien entstanden war. Wer bürgerliche Handthierung trieb, verlor in den Augen der ritterlichen Burgbewohner die Würde seiner Väter. Auch mochte der ritterliche Kriegsmann nicht mitsprechen, wo von bürgerlicher Nahrung die Rede war.

Durch die Kreuzzüge oder Expeditionen zur Eroberung des heiligen Grabes im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wurde die Scheidewand zwischen der Ritterschaft und dem Bürgerstande in dem größten Theile von Europa endlich so gezogen, wie es die Magnaten jedes Landes längst gewünscht hatten. Besoldete Truppen oder Soldaten im heutigen Sinne des Worts kannte man nicht. Der erbliche Stand eines Kriegsmannes von Profession erhielt nun eine religiöse Würde, weil die Befreiung des heiligen Grabes die nächste Pflicht dieses Standes zu seyn schien, der sich mit keinem andern Berufsgeschäft entschuldigen konnte. Die Handwerker, Künstler und Kaufleute waren zwar damals auch noch Kriegsmänner, wenn es Noth that; aber auch nur dann. Sie fochten tapfer für ihre bürgerliche

Freiheit; aber sie liebten den Krieg nicht. Es lag in der Natur der Sache und der bürgerlichen Denkart, daß sie die frommen Heere, die nach dem Morgenlande zogen, lieber versorgten, als verstärkten, und dem Heiland der Christen lieber ihr Geld, ihre Waaren und ihre Fabricate zum Opfer brachten, als ihr Blut. Die Geistlichkeit durfte diese Art von Frömmigkeit nicht tadeln, weil die Kreuzfahrer selbst ihrer bedurften. Aber die Kreuzfahrer sahen darum nicht mit weniger Geringschätzung auf eine Menschenclasse herab, die ihr Leben an die gute Sache nicht wagen zu wollen schien, und von der Unterstützung, die sie den christlichen Heeren zukommen ließ, gar noch mercantilischen Vortheil zog. Jetzt erst nahmen auch die freien Guts- und Burgbesitzer, die bis dahin gewöhnlich nur Kriegsmänner (in lateinischen Urkunden und Chroniken Milites) hießen, einstimmiger den Titel Ritter an. Pferde zu tummeln, war längst ihre Lust gewesen. Wer nicht zum armen Trosse des Kreuzfahrerheers gehörte, versorgte sich also vor allen Dingen mit einem guten Pferde zu der weiten Reise nach dem Morgenlande. Die Infanterie dieser abenteuerlichen Armeen bestand größten Theils aus Bauern, denen

ihre Herren das Recht, bei dieser Gelegenheit mit zu streiten, nicht versagen konnten, und aus städtischem Gesindel. Sie hießen Fußknechte. Der Streiter zu Pferde mochte mit ihnen in keinem Sinne verwechselt werden. Der arme Freie, der sich aus Noth an die Fußknechte schließen mußte, wurde eben dadurch ihres gleichen. Und doch wäre die völlige Trennung der Ritterschaft von dem Bürgerstande schwerlich sobald zu Stande gekommen, wenn die Kreuzzüge nicht die Ritter bei Tausenden weggerafft hätten. Aber je mehr Mitglieder eine ritterbürtige Familie in wenigen Generationen verlor, desto reicher und mächtiger wurden die übrigen. Eine Menge dieser Familien starben während der Kreuzzüge ganz aus. Ihre Güter fielen an die Lehnsherren zurück. Je weniger der Nachkommen der ehemaligen Kriegsmänner von Profession waren, desto leichter konnten sie sich als die Vornehmeren in einer geschlossenen Standesverbrüderung behaupten. So erwarben sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Vorfahren unsers heutigen ritterbürtigen Adels die Vorrechte, die sie seit dieser Zeit immer, bald mehr, bald weniger, geltend zu machen wußten. Bürgerlich hieß von nun an unter dem Adel, wenn von

Sitten die Rede war, fast noch weniger, als bäurisch. Der gute Ton wurde ein adlicher Ton.

Dieser adliche Ton der deutschen Ritter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wurde in wenigen Generationen auf eine Art verfeinert, die ihn selbst in der Geschichte der deutschen Poesie unvergeßlich gemacht hat. Durch die Kreuzzüge kam der deutsche Adel wieder mit dem französischen in Verbindung. Damals entwickelte sich im südlichen Frankreich die Provenzal-Poesie oder die Poesie der Troubadours zur vollen Blüthe. Romantische Zärtlichkeit war fast der einzige Inhalt der Lieder der Troubadours. Mit Enthusiasmus stimmte die französische Ritterschaft in den neupoetischen Ton ein. Wer die Damen sonst nur ritterlich geehrt und geschätzt hatte, wollte sie nun auch in Versen verherrlichen; und wer selbst keine Verse machen konnte, wollte wenigstens in Liedern, die ein Anderer gemacht hatte, die Leiden seines liebenden Herzens singen, das er als Vasall seiner Dame in ihrem Dienste zum Leben trug. Ein solcher Damendienst war dem prosaischen Deutschen noch nicht in den Sinn gekommen. Aber die Empfänglichkeit des deutschen Sinnes für jede Art

von poetischer Begeisterung zeigte sich hier zum ersten Male. Einige der geistreicheren unter den deutschen Rittern fingen an, in ihrer rauhen Muttersprache die romantische Poesie der Troubadours nachzuahmen, so gut es gehen wollte; und ihre neue Kunst machte ein solches Glück, daß es bald nicht viel weniger Minnesinger d. i. Dichter der Liebe in Deutschland, als Troubadours in Frankreich, Italien und dem östlichen Spanien gab. Der schwäbische Dialekt, der zugleich der Familiendialekt des damals regierenden Kaiserhauses war, wurde durch die deutschen Minnesinger veredelt, wie der provenzalische in Frankreich durch die Troubadours. In schwäbisch-deutschen Versen romantische Liebe singen, wurde deutscher Ritterton von den Alpen bis an die Nordsee. Der ehrliche Bürgersmann konnte sich in diese poetische Stimmung nicht finden. Seine bürgerliche Denkart nahm sich nun neben der adlichen noch gemeiner aus, als vorher. Welch ein Contrast, wenn der Ritter, der aus dem gelobten Lande heim gekehrt war, von Schlachten, Abenteuern und Wundern erzählte, und mit feierlicher Zärtlichkeit seiner deutschen Geliebten das Lied von der Treue sang, die er ihr unter so vielen Gefahren und Anfechtungen

redlich bewahrt hatte, und dann ein Bürger, dem an der Erweiterung seiner Braugerechtigkeit mehr, als an allen Helden- und Liebes-Abenteuern der ganzen Christenheit gelegen war, sich in eine solche Gesellschaft mischte!

Aber das poetische Zeitalter des deutschen Adels dauerte nicht lange. Nach dem Aussterben des schwäbischen Kaiserhauses, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, sank Deutschland tief in die Verwilderung zurück, aus der es sich nur mühsam hervorgearbeitet hatte. Eine zwanzigjährige Anarchie, während welcher zwei ausländische Mönarchen nur dem Titel nach deutsche Kaiser waren, zerriß das gesellschaftliche Band der verschiedenen Provinzen Deutschlands zugleich mit dem politischen. Als im Jahr 1273 der Graf Rudolph von Habsburg, der Stifter des österreichischen Kaiserhauses, den Thron bestieg, waren die deutschen Fürsten schon Landesherren im heutigen Sinne des Worts. So viel kleine Staaten sich in Deutschland bildeten, so mancherlei Provinzialinteresse trat an die Stelle des alten Patriotismus, der das gemeinschaftliche Vaterland aller Deutschen umfaßt hatte. Ein Theil des Adels unterwarf sich den Fürsten. Ein anderer Theil, besonders im südlichen Deutschland,

behauptete seine Reichsfreiheit. Mit dem Adel und den Fürsten rangen die Städte. Ungestümer, als je, verbreitete sich der alte Befehdungsgeist, der unter der Regierung der schwäbischen Kaiser schon abzusterben anfing. Die Verbindung des deutschen Adels mit dem cultivirteren französischen und italienischen hörte auf. Die deutsche Ritterpoesie verschwand. Jagen und Trinken wurden wieder die einzigen Lieblingsergötzungen der verwilderten Ritter. In dem Gedränge des Adels und der Bürger, wo jeder dieser Stände den andern unterdrücken und keiner dem andern weichen wollte, eilten die Bürger auf dem Wege der Cultur dem Adel weit voraus. Besonders mußten die reichen Einwohner der großen Handelsstädte im südlichen Deutschland, z. B. die Augsburger und Nürnberger, den benachbarten Rittern an feinen Sitten sehr überlegen seyn; denn sie standen in beständiger Verbindung mit Italien, damals dem cultivirtesten Lande in Europa. Mancher adliche Gutsbesitzer in Franken und Schwaben nahm das Bürgerrecht in den großen Reichsstädten mit Freuden an, wenn es ihm nur nicht verweigert wurde. Nun wollten aber auch die reichen Bürgerfamilien in diesen Städten gern so adlich, als mög-

lich, seyn, damit der ritterliche Ankömmling sich ihrer auch im Herzen nicht schäme. Sie verschwägerten sich mit den neuen Bürgern von adlicher Abkunft, und veranlaßten die Entstehung des deutschen Stadt-Adels oder Patriciats. Bald riß hier und da dieser Stadtadel, z. B. in Nürnberg, auch die Regierung der kleinen Republik an sich, und sah fast mit noch kränkenderem Stolze auf den armen Bürger herab, als der Reichsfreiherr auf sie alle. Aber der größte Theil der Ritterfamilien in Deutschland wurde nur desto erbitterter gegen die reichen Städter, die es ihnen an Glanz und Macht zuvorthun wollten. Sie schämten sich nicht, mit diesen Städtern in beständiger Fehde begriffen zu seyn, weil eine solche Fehde einträglich war. Aus edlen Kriegsmännern wurden sie Land-Corsaren. In bewaffneten Caravanen mußten die Kaufleute ihre Güter versenden, um sich gegen die räuberischen Ritter zu schützen; und alles Kaufmannsgut war in den Augen des Ritters eine gute Prise. Die eroberten Schätze wurden dann in wilden Gelagen, an denen die Diener der Kirche fleißig Antheil nahmen, bei fröhlichem Trunke verzehrt. Das war bei einem ansehnli-

chen Theile des deutschen Adels guter Ton, bis über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Aber um diese Zeit drängte sich auch schon ein neuer Stand zwischen den Adel und die Bürger. Die Verbreitung des römischen Rechts in Deutschland schien den adlichen und bürgerlichen Ton auf eine ganz unerwartete Art verwirren zu wollen. Das neue Recht zu verstehen, mußte man Latein lernen. Den Bürgerlichen konnte der Adel die gesammte Rechtspflege um so weniger überlassen, da nach der alten deutschen Verfassung die ersten Reichs- und Landes-Beamten immer zugleich die ersten Justiz-Beamten gewesen waren. Deutsches und römisches Recht zu scheiden, war man zu unwissend. Entweder mußte der Adel sich jetzt von den bürgerlichen Doctoren der Rechte, die ihren juristischen Cursus auf der italienischen Universität zu Bologna absolvirt hatten, ganz unterdrücken lassen, oder die ritterbürtigen Jünglinge mußten sich entschließen, auch etwas zu lernen, um es den stolzen Doctoren gleich zu thun. Denn diese Doctoren dünkten sich fast noch mehr, als Barone, zu seyn; und von ihnen nieder disputirt zu werden, wenn von alten Rechten die Rede war, schien nicht weniger schimpflich, als im Turnier

aus den Sattel zu fallen. Wer also nur irgend unter den Herren vom ersten Stande Kopf und Geduld genug hatte, etwas zu lernen, schien römisches Recht studiren zu müssen. Die jungen Rechtsgelehrten von Adel brachten aus Italien auch einen Anflug von italienischer Verfeinerung zurück. Ihr neues Betragen war weder ritterlich, noch bürgerlich im deutschen Sinne. Sie bildeten mit den bürgerlichen Doctoren der Rechte, zwar nicht nach Rechtsverhältnissen, aber doch im gesellschaftlichen Leben, einen neuen Stand. Mochte immerhin der rauhe Rittersmann seinen gelehrten Vetter einen Weichling scheiten; der Weichling blieb doch von Adel, und erhielt in den Canzleien, die jetzt an den Höfen entstanden, die ersten Stellen.

Je mehr sich von der einen Seite gelehrte Kenntnisse unter einem Theile des deutschen Adels verbreiteten, und von der andern Seite die bürgerlichen Gelehrten den adlichen Ton nachahmten, desto schneller nahete sich das alte Ritterthum mit seinen Gebräuchen dem Untergange, der ihm überdieß durch die Erfindung des Schießpulvers in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts auf immer bereitet wurde. Ueberall sah sich nun der Adel genöthigt, sich nach den

Sitten der reichen Städter zu bequemen, die er an Luxus nicht übertreffen konnte. Auch die Fürsten fingen an, den Werth des bürgerlichen Wohlstandes zu bemerken.

Wetteifernd schwelgten die reichen Bürger und der Adel in Deutschland ungefähr auf denselben Fuß, als sich im funfzehnten Jahrhundert die Herrschaft des bürgerlichen Wohlstandes in Europa lauter, als je, ankündigte. Schon mußte man in den Städten auf Luxus-Gesetze denken. Der Magistrat der Stadt Berlin, die damals doch nicht zu den Städten vom ersten Range in Deutschland gehörte, verboth, bei Hochzeiten mehr als vierzig Schüsseln aufzutragen. Wein und Bier wurden mit Gewürz verstärkt. Die nordischen Reichs- und Handelsstädte suchten einander besonders in der Erfindung köstlicher Biere den Preis abzugewinnen. In Braunschweiger und Eimbecker Bier berauschten sich die niedersächsischen Fürsten und Edlen, während die rheinischen und oberdeutschen aus ungeheuren Bechern den Wein ihrer Berge tranken. Die ritterliche Galanterie wurde bei den feierlichen Eß- und Trink-Gelagen so ganz vergessen, daß die Frauen besonders speisen mußten und schlechteres Essen bekamen, als die Männer. Die rit-

terliche Tracht wich nun auch der bürgerlichen. Im Felde hüllten sich zwar noch lange Zeit die Fürsten und der Adel in Eisen und Stahl, so wenig auch mit dieser stattlichen Rüstung gegen die Kanonenkugeln geholfen war. Aber im Frieden und bei den großen Gelagen kleidete sich, wer konnte, in die köstlichsten Stoffe, die beim Kaufmann in der Stadt zu haben waren. Mancher adliche Güterbesitzer verpfändete schon damals sein väterliches Erbe, um in schönen Kleidern zu stolziren. Nur die deutschen Damen konnten noch nicht wohl auf Rechnung ihrer Männer Schulden bei dem Putzhändler machen. Sie hatten überhaupt wenig zu sagen.

Etwas höflicher wurde die Lebensart der Reichen und Großen in Deutschland wieder, als man anfing, die Sitten des burgundischen Hofes nachzuahmen, der im funfzehnten Jahrhundert der glänzendste in Europa war. Von dieser Zeit fängt aber auch die Periode des Verfalls der deutschen Nationalsitten in den höheren Ständen an. Die burgundische Mode war die erste, deren Nachahmung zum guten Ton in Deutschland gehörte; und vom funfzehnten Jahrhundert bis in das neunzehnte hat unsre große und schöne Welt ausländischen Sitten gehuldigt.

Der burgundische Staat, dem Titel nach nur ein Herzogthum, aber mächtiger als manches so genannte Königreich, verdankte seinen Flor größten Theils den niederländischen Handelsstädten, die damals den Herzogen von Burgund gehorchten. Schon deßwegen mußte der Luxus, der am burgundischen Hofe herrschte, sehr viel Städtisches haben. Aber an Ritterstolz fehlte es den burgundischen Großen auch nicht, besonders vor der Schlacht bey Nancy im J. 1477, wo der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, seinen Einfall, die Schweizer zu unterjochen, mit dem Leben büßte. Eben dieses prunkende Gemisch von städtischem Reichthum und verfeinerter Ritterfitte mußte sich dem Adel in ganz Europa zu einer Zeit, wo man kaum noch wußte, was denn eigentlich adlicher Ton war, besonders empfehlen. Die Vereinigung der französischen und deutschen Denkart in der burgundischen nahm sich auch nicht übel aus. Auf burgundischen Fuß wurden also die deutschen Großen wieder höflich. Die Damen kamen wieder zu ihrer Würde in der guten Gesellschaft. Das fast erloschene Ritterthum blickte auf kurze Zeit, so gut es unter veränderten Umständen möglich war, noch ein Mal wieder auf, um dann auf immer zu

erlöschen. Burgundischen Ursprungs war auch die Kleidertracht, die damals in der vornehmen Welt Mode wurde; stattliche Jacken von Sammt und Seide, mit Perlen besetzt; große Halskrausen oder spanische Kragen, wie sie in der Folge hießen; und so gewaltige Beinkleider, daß man drei Paar Beine in das Tuch hätte stecken können, das für ein Paar verbraucht wurde. Auf die Ermel seiner Staats-Jacke ließ ein feiner Herr auch wohl sinnreiche Devisen sticken, um seinen Witz den Damen zu empfehlen.

Aber kein poetischer Geist belebte die schwelgerischen Zusammenkünfte der deutschen Großen im funfzehnten Jahrhundert. Kein neuer Minnesinger erhob sich; und die städtischen Meistersänger machten kein Glück bei dem Adel. Hier und da glänzte noch wohl ein ritterbürtiger Dichter in einem kleinen Kreise. Aber zur adlichen Erziehung gehörte nichts weniger nothwendig, als poetische Geistesculture. Indessen wollten die Großen, die kein edleres Talent zu schätzen wußten, ihre Gesellschaften doch gern durch Späße beleben; und weil es den meisten gar zu sehr an Witz gebrach, führten sie die Würde eines öffentlichen Schalksnarren ein, der förmlich in Eid und Pflicht genommen wurde, um gebührende

Späße zu machen. Die neue Würde fand so vielen Beifall, daß an allen weltlichen und geistlichen Höfen in Deutschland ein Hofnarr angestellt wurde, so gut einer zu haben war. Ging der Fürst auf Reisen, so war sein Narr eine Hauptperson in seinem Gefolge. Besuchte ein Fürst den andern, so setzte sich der Gast der übelsten Nachrede aus, wenn er den Hofnarren seines Wirths nicht mit recht stattlichen Geschenken erfreute. An einigen Höfen gelangten diese Narren zu einem solchen Ansehen, daß sie mit dem Canzler die Urkunden unterzeichneten. Ein gemeiner Kopf konnte diesem Amte nicht vorstehen; und der anstößige Titel, der damit verknüpft wor, wurde durch die derben Wahrheiten aufgewogen, die der Schalksnarr dem Herrn selbst sagen durfte, der ihn besoldete. Auch die Bürger wollten nun ihre Stadtnarren haben, weil doch der Witz der Burgemeister nicht unerschöpflich war. Sogar die Stadt Göttingen hielt sich einen Schalksnarren, dessen Besoldung noch in den alten Cämmerei-Rechnungen angemerkt ist.

Die allgemeine Einführung bestimmter Besoldungen für die Verwaltung öffentlicher Aemter mußte zur Veränderung des vornehmen Tons auch ein wenig beitragen. Kaufmannsrech-

nungen in der Stadt zu bezahlen, brauchte der ritterbürtige Gutsbesitzer bares Geld. Er trug also immer weniger Bedenken, bares Geld von dem Fürsten anzunehmen, in dessen Diensten er stand. Auch dadurch verlor sich die alt-adliche Denkart in die bürgerliche. Ueberhaupt wurden alle Verhältnisse mercantilischer. Die Reduction der physischen und moralischen Güter des Lebens auf Geld und Geldeswerth machte schnelle Fortschritte.

Seine völlige Endschaft erreichte das Ritterthum im sechszehnten Jahrhundert. Die Vereinigung der burgundischen Staaten und der spanischen Monarchie mit der deutschen Kaiserwürde und dem Besitz des größten Theils der Länder, die jetzt noch die östreichische Monarchie ausmachen, unter der Regierung Kaisers Carls V. veranlaßte die Einführung des spanischen Tons in Deutschland. Nur die poetische Cultur des spanischen Adels wirkte nicht auf den deutschen. Auch erhielt sich in mehreren Ausdrücken für unregelmäßige Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens die alt-deutsche Derbheit. Als der Churfürst Joachim II. von Brandenburg seiner natürlichen Tochter ein Geschenk machte, das unter den öffentlichen Ausgaben specificirt werden

mußte, hieß es in der Rechnung: Für das Hurenkind Magdalenchen. Auch hieß die deutsche Prinzessinn noch Jungfer Tochter des Fürsten. Aber an die Stelle der alten Traulichkeit, die kurz vorher zwischen dem deutschen Fürsten und seinen Hofleuten herrschte, trat nun die neue Feierlichkeit, die der Kaiser Carl V. aus Spanien mitgebracht hatte. Spanische Reverenze verdrängten den deutschen Handschlag. Die wahre Bildung, durch die sich der spanische Adel vor dem deutschen auszeichnete, verstand man in Deutschland nicht. Nur die äußeren Formen des spanischen Charakters ahmte man nach, ohne Zweifel unbehülflich genug.

Eine unerwartete Richtung erhielt der Geist der deutschen Großen durch die Religionstrennung im sechszehnten Jahrhundert. An ästhetische Verfeinerung der vornehmen Sitten war nun auf lange Zeit in Deutschland nicht zu denken. Theologische Disputationen, mit aller Erbitterung fanatischer Parteien geführt, verwirrten die Köpfe an katholischen und protestantischen Höfen, und stumpften den Sinn für liberale Geistesbildung ab. Die Hauptsache bei der Erziehung der Prinzen wurde, ihnen das kirchliche System, zu dem der regierende Fürst sich

bekannte, mit aller Orthodoxie einzuprägen. Der Fürst selbst nahm es mit seinen Sitten weniger genau, als je, wenn er nur orthodox dachte, fleißig in die Kirche ging, seinen Beichtvater auch in Staatsgeschäften um Rath fragte, und bei den Zänkereien seiner Theologen selbst das große Wort führte. Der Protestantismus bewies wenigstens damals noch nicht, daß er zur Veredlung der Sitten mehr beitragen könne, als der Katholicismus. Der Herzog Ludwig von Wirtemberg, von seinen Theologen der Fromme genannt, war nie nüchtern. Der Churfürst von Sachsen Johann Georg I., der sich mit der peinlichsten Orthodoxie zum Lutherthum bekannte und seinen Verstand ganz der Leitung seiner Consistorialräthe überließ, trank gutes Bier in solcher Fülle, daß er der Bierkönig zugenannt wurde. Auf diesen Fuß disputirte und trank denn auch der deutsche Adel. Neben der Jurisprudenz Theologie studiren, und deßhalb auch neben der lateinischen Sprache noch ein wenig Griechisch einzulernen, das war damals die litterarische Cultur nach der Mode. Nur einzelne Deutsche von Adel, z. B. Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, und Götz von Berlichingen, strebten mit herrlicher Kraft, alte Ritter-

tugenden, deutschen Nationalsinn und männliche Beredsamkeit in ihrer Muttersprache zu vereinigen. Aber die große Masse der Nation, im protestantischen Deutschland wie im katholischen, in den Reichsstädten wie in den fürstlichen Residenzen, gefiel sich immer mehr in der steifen Geschmacklosigkeit, die seit dieser Zeit das einzige Kennzeichen eines Deutschen werden zu sollen schien, besonders wenn neben dem Deutschen ein Franzose, ein Italiener, oder ein Spanier stand.

Geschmacklos genug waren denn auch die öffentlichen Lustbarkeiten, die im sechszehnten Jahrhundert in die Mode kamen. Aber mit ihnen fing die heutige Art, sich gesellschaftlich zu amüsiren, an. Alle Bedürfnisse einer fröhlichen Unterhaltung konnte denn doch die Weinflasche, oder der Bierkrug, nicht befriedigen. Ritterspiele und Turniere wurden zwar noch von Zeit zu Zeit, zum Andenken an die vorigen Zeiten, angestellt; aber sie wollten auch als Ergötzungen nicht mehr zu der neueren Lebensweise passen. Man brannte also, wenn ein Fest gefeiert werden sollte, lieber ein Feuerwerk ab. Man ladete einander zu lustigen Tänzen. Man dachte endlich auch auf theatralische Vor-

stellungen, vermuthlich weil man die Italiener und Spanier die ihrigen hatte rühmen hören. Die lateinischen Actus, die schon im Mittelalter in den Klosterschulen von Zeit zu Zeit gegeben wurden, waren die ersten Muster, nach denen der dramatische Geschmack unsrer Vorfahren sich bildete. Nun folgten Comödien und Trugödien, lustige Schwänke und Possen in der Manier des nürnbergischen Schusters Hans Sachs, der unter den deutschen Dichtern des sechszehnten Jahrhunderts den größten Ruf erhielt. Aber allgemeiner Sinn für diese Art von Unterhaltung zeigte sich in Deutschland nie. Es entstand kein deutsches Nationaltheater, wie ein italienisches, spanisches und französisches entstanden war. Schon damals nahmen sich die deutschen Schauspielverfertiger und Schauspieler die Freiheit, die sie bis diesen Tag behauptet haben, mit ihrem unbeschreiblich nachgiebigen Publicum zu spielen, wie sie nur wollten.

Endlich kamen gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts auch die neuen hangenden, mit wohlriechendem Leder ausgeschlagenen Fuhrwerke, die man Kutschen nannte, in die Mode. Vorher wäre es der größte Schimpf für den Abkömmling eines alten Ritters gewesen,

sich fahren zu lassen, wie ein Kranker oder ein Schwächling. Auch der reichsstädtische Burgemeister zeigte sich nur zu Fuß, oder zu Pferde. Aber der spanische Luxus, der sich seit der Eröffnung der peruanischen Silbergruben wie ein Strom über Europa ergoß, begünstigte die Erfindung eines Fuhrwerks, dessen sich auch der Ritter, der sonst kein Weichling war, bedienen konnte, wenn er geputzt zur Gala ging und seine schönen Kleider nicht verderben mochte. Sonderbar mußte dem deutschen Rittersohne zu Muthe seyn, der sich zuerst entschloß, in einen Kutschkasten zu kriechen. Aber die Mode nahm bald so überhand, daß Rescripte dagegen erlassen werden mußten. Die Landesfürsten befürchteten, der Adel möchte das Reiten verlernen. Die Damen, die nie große Freundinnen vom Pferdekummeln gewesen waren, hatten besonders Ursache, sich der Erfindung der Kutschen zu freuen. Nun konnten sie bei dem schlechtesten Wetter in den steifen Wülsten und den Leibeisen, die damals auch schon in die Mode kamen, einander Staatsvisiten machen. Sie kleideten sich nun auch luftiger, so weit sie sich nicht in Wülste und Eisen steckten. Die Prediger eiferten sehr dagegen. Durch landesfürst-

liche Verordnungen mußte den Damen befohlen werden, sich anständiger zu bedecken.

In dieser Krise zwischen einheimischer Rohheit und ausländischen Moden schwankte der deutsche Geschmack noch im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, als der dreißigjährige Krieg ausbrach. Während dieses Krieges ging der letzte Rest von Nationalgefühl, der sich noch in den Deutschen erhalten hatte, völlig verloren. Armuth und Elend folgten den kaiserlichen, dänischen und schwedischen Heeren, und den Truppen der Reichsfürsten, die es theils mit der katholischen, theils mit der protestantischen Partei hielten, von einer Gegend Deutschlands in die andre. Ein roher Soldatengeist beherrschte den einen Theil des deutschen Adels, und den andern ein kleinlicher Canzleigeist. Die Industrie der Bürger erlag unter den Plagen des Krieges. Das reichsstädtische Selbstgefühl wurde immer kleinstädtischer und gemeiner. Der Verkehr mit Frankreich und Italien war gehemmt, und Deutschland selbst war gleichsam in seine politischen Elemente aufgelöst. In jedem deutschen Fürstenthum und jeder Reichsstadt versanken Herrscher und Unterthanen in Provinzial- und Local-Sitten, wie es der

Zufall und die Gewohnheit mit sich brachten. Als der westphälische Friede endlich der allgemeinen Noth ein Ende machte, war mit allen Säcularisationen, neuen Ländervertheilungen und neuen Reichsgesetzen der alte Wohlstand Deutschlands keineswegs wiederhergestellt. Der deutsche Reichskörper war in allen seinen Gelenken auf immer gelähmt. Die gegenseitige Verketzerung der Katholiken und Protestanten hörte noch lange nicht auf. Der auswärtige Handel, durch den sich die großen Städte in Deutschland mit ganz Europa vereinigt hatten, erhohlte sich spät, und wurde doch nie wieder, was er gewesen war. In diesem Gefühle der Ohnmacht einzelner Städte, einzelner Fürstenthümer, und des ganzen Reichs, nahmen die Reichen, die zuerst wieder auf einen großen Fuß leben wollten, jede ausländische Sitte stolzerer Nachbarn wie eine milde Gabe an; und die unteren Stände folgten dem Beispiele der oberen. Frankreich, das sich von seinen Bürgerlichen Kriegen sehr schnell erhohlt hatte, fing damals, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, an, in Europa den Ton anzugeben. Nirgends imponirte die französische Cultur mehr, als in dem ausgemergelten Deutschland. Bald

verbreitete sich der französische Geschmack mit der französischen Sprache an allen deutschen Höfen. Der deutsche Adel fing an, die französische Sprache als eine neue Standessprache anzusehen, und den Bürger, der entweder ein lateinischer Pedant, oder ein deutscher Michel war, um so geringschätziger zu behandeln. Wie der Hof-Etat, so wurde auch die kleine Armee eines jeden deutschen Fürsten mehr oder weniger auf französischen Fuß organisirt. Nur die Reichsstädter, die nach der Zernichtung ihrer großen Handelsverbindungen im Grunde überhaupt nicht mehr wußten, was sie eigentlich wollten, bezeigten wenig Lust, sich zu französiren. Je mehr sie zu thun hatten, ihren bürgerlichen Wohlstand einigermaßen wieder herzustellen, desto weniger Zeit hatten sie, an der neuen Verfeinerung Theil zu nehmen. Ihre politische Schwäche contrastirte bis zum Lächerlichen gegen die Macht der größeren Reichsfürsten, so klein auch diese gegen den überall nachgeahmten König von Frankreich waren. Verglichen mit dem reichsstädtischen Spießbürger, war der Soldat eines Fürsten ein stattlicher Mann. Der Burgemeister nahm sich neben dem Cammerherrn bald so linkisch und doch so anspruchsvoll aus, daß er zum

Sprichwort wurde. Die meisten Gelehrten aus dem Bürgerstande konnten mit ihrer Buchstaben-Philologie, ihrer steifen Jurisprudenz, und ihrer geistlosen Theologie nicht einmal die halbfranzösische Bildung erreichen, zu der sich der Adel hinaufarbeitete. Der adliche Ton unterschied sich sehr bestimmt von dem Schulmeisterton und dem Predigerton. Nur der Canzlei-Ton mit seiner weitschweifigen Förmlichkeit vereinigte die adlichen Mitglieder der fürstlichen Regierungs- und Justiz-Collegien mit den bürgerlichen. Dafür erhielten denn auch diese Männer von der Feder bei dem soldatischen Theile des deutschen Adels den bekannten Schmutztitel, den noch der brave Fürst Leopold von Dessau gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts den Gelehrten gab.

Eine so abgeschmackte Halb-Cultur, als die deutsche im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war, hat nie eine andre edle Nation entstellt. Damals gehörte es zum guten Ton, wenn ein Deutscher deutsch sprach, so viel französische Wörter, als er nur wußte, in seine verwahrloste und mißhandelte Muttersprache einzuflicken. Wer nicht in diesem Kauderwelsch sprach und schrieb, drückte sich, nach damaliger Art zu re-

den, nicht wie ein galanter Mann aus. Einzelne Gelehrte retteten noch in der Schriftstellerwelt die Energie des deutschen Geistes. Aber wer sich irgend eines Geschmacks in Deutschland rühmen und sich an die Großen schließen wollte, mußte, wie Leibnitz, französisch schreiben und sprechen, wenn er auch für Gelehrte lateinisch schrieb. Buntscheckig und steif, wie die Sprache, in der man damals einander mündlich und schriftlich complimentiren lernte, wurden alle gesellschaftliche Verhältnisse in der vornehmen Welt des deutschen Reichs. Die Kriege, die das Haus Oestreich gegen Frankreich führte, konnten das erstorbene Nationalgefühl der Deutschen nicht wieder erwecken. Nur mit deutschem Appetite zu trinken, vergaß der Adel im Süden und Norden Deutschlands nicht; und wer sich ein martialisches Air geben wollte, ermangelte auch nicht, nach deutscher Terminologie in echten National-Variationen, besonders vor der Fronte, zu fluchen. Auch französische Bücher las nur hier und da ein wirklich gebildeter deutscher Weltmann. Den meisten Herren und Damen an den deutschen Höfen genügten französische Kleider, französische Gärten und Livreen,

französische Suppen und Pasteten, französische Reverenze, und französische Vocabeln.

Zum guten Ton in Deutschland gehörte nun auch, Schulden zu machen. Die deutschen Fürsten selbst gingen mit ihrem Beispiele voran. Den Luxus des französischen Hofes auch nur im Kleinen nachzuahmen, wurde ein Aufwand erfordert, der die Kräfte eines kleinen Fürstenthums überstieg. Aber die Cammerschulden mochten immerhin anschwellen, wenn der Hof nur glänzte; und zu diesem Glanze das Seinige beizutragen, verschwendete mancher Hofcavalier sein väterliches Erbe, während es manchem andern glückte, die Gunst seines Fürsten zu benutzen, um mitten im Strudel der Verschwendung sich zu bereichern. Es bedarf kaum gesagt zu werden, daß dieser Ton nicht an allen Höfen in Deutschland der herrschende war. Aber wo man damals nach Grundsätzen einer vernünftigen Landes- und Privat-Oekonomie lebte, da lebte man wenigstens nicht nach der Mode.

Was weiter zu der guten Lebensart gehörte, die man die alt-französische nennen kann, ist noch im allgemeinen Andenken. Auf die Veränderung des deutschen Hoftons in der zwei-

ten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wirkte besonders die Nachahmung der preußischen Staats-Oekonomie unter der Regierung Friedrichs II. Die sinnlose Verschwendung, die vorher ehrenvoll war, wurde nun lächerlich. Die fürstlichen Rentkammern erhohlten sich. Die Länder blühten wieder auf. Wer sich einem Fürsten empfehlen wollte, mußte nun auch in der Regel ein guter Wirth seyn. Ausnahmen von dergleichen Regeln bringt die Natur mit sich. Die Veränderung des gesellschaftlichen Tons unter den höheren Ständen, so weit er von dem Hofton verschieden ist, ging von der Nachahmung der englischen Sitten aus, die die französischen verdrängten. Seit dieser Zeit erhob sich wie auf Flügeln die deutsche Literatur. Unsre große und elegante Welt las nun von Jahre zu Jahre immer allgemeiner deutsche Bücher und Journale, neben französischen und englischen Büchern und Journalen. Aber von allen Seiten sanken die Stützen der Kirche, in welcher der Glaube unsrer Vorfahren im Zeitalter des alt-französischen Tons noch eben so gewissenhaft, wie in den älteren Jahrhunderten, eingekehrt war. Freidenkerei gehörte nun fast wesentlich zum guten Ton in

Deutschland, wie in Frankreich und England. Man glaubte alle Tage weniger, zuweilen in dem Verhältnisse, je weniger man wußte. Man wollte aber doch immer mehr das Ansehen haben, als ob man von Allem etwas wüßte. Unvermerkt verschwand auch immer mehr der Unterschied zwischen der Lebensart des Adels, und der der ersten Classen des Bürgerstandes. Ob die Damen bei der Herrschaft des neuen Tons gewonnen haben, werden sie selbst am besten wissen. Sie werden denn auch am besten sagen können, ob die ceremoniöse Freundlichkeit, die im Zeitalter des alt-französischen Tons Sitte war, im Umgange besser kleidet, oder Nachlässigkeit und Kälte, und ob der Mittelton zwischen dem englischen und französischen, in den man sich hier und da zu stimmen sucht, wirklich ein guter Ton ist.

Das Heimweh im Vaterlande.

Ehemals hielt man das Heimweh für eine Schweizerkrankheit. Dann bedachte man, daß diese Krankheit in allen Menschen, die sich wie die Schweizer in der Fremde nach ihrem Vaterlande zurück sehnen, ungefähr dieselbe seyn müsse. Endlich sah man ein, daß jeder Mensch, der von einer Lebensart, an die er gewöhnt war, plötzlich zu einer andern überzugehn genöthigt wird, Gefahr läuft, am Heimweh zu kranken, auch wenn er keinen Fuß aus seinem Vaterlande setzt. Das Heimweh bekam nun den gelehrten Namen Nostalgie, und auch die Aerzte fingen an, diese Seelenkrankheit pathologisch zu beobachten. Aber so bedeutend hätte sich die medicinischen Folgen des Heimwehs wohl niemand gedacht, als wir sie durch die Beobachtungen des französischen Arztes Moricheau Beauchamp kennen lernen *).

*) Auch diese Beobachtungen: Sur les modifications que l'éducation et les habi-

Als der bürgerliche Krieg vor zehn Jahren in den westlichen Departementern von Frankreich ausbrach, setzte die republikanische Faction, so weit ihre Autorität reichte, zuerst die waffenfähigen jungen Männer aus den Städten dieser Gegenden in Requisition. Erst als die Städte nicht Rekruten genug liefern konnten, both man auch die Landbewohner auf. Sogleich bemerkte man im Lager einen auffallenden Unterschied zwischen der Stimmung der Städter und der der Rekruten vom Lande. Die Städter blieben munter; die jungen Leute vom Lande versanken in Trübsinn. Dieser Trübsinn hatte einen so nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit derer, die sich ihm ergaben, daß, wenn einer von ihnen verwundet war, die leichtesten Wunden tödtlich wurden, während die Städter von Wunden genasen, die man für tödtlich hielt. Ein junger Soldat vom Lande hatte sich durch einen forcirten Marsch, den er, wie vermuthlich die meisten seines gleichen, in Holzschuhen machen mußte, eine unbedeutende Quetschung am Fuße zugezo-

tudes ont apportées dans le developpement de la Nostalgie pendant la derniere guerre, stehen in den oben erwähnten Memoires de la Societé médicale de Paris.

gen. Vierzehn Tage darauf hatte schon der kalte Brand den Fuß verzehrt. Einem Städter war eine Kugel durch die Brust gefahren. Man hielt die Wunde für unheilbar, weil die Kugel eine große Verwüstung im Innern der Brust angerichtet hatte. Aber der junge Mann genaß vollkommen. Solcher Beispiele gab es die Menge. Die Kranken und Verwundeten vom Lande starben scharenweise in den Lazarethen; und die meisten Städter wurden wieder hergestellt.

So war ungefähr ein Jahr vergangen, als ein Befehl der damaligen Regierung im Lager eintraf, der Alles veränderte. Die Bataillone, die bisher gegen die so genannten Rebellen dienten, wurden beordert, zur Nordarmee zu stoßen, die gegen die Deutschen und Engländer focht. Eine weit strengere Disciplin herrschte bei dieser Armee. Der Beschwerden waren weit mehr. Die Corps, aus denen die Armee bestand, waren in beständiger Bewegung. Zu gesellschaftlichen Spielen und Erholungen nach dem Geschmacke der Städter war hier keine Zeit übrig. Die Folgen dieser veränderten Lebensart zeigten sich bald. Der Trübsinn, der vorher alle Krankheiten der Soldaten vom Lande verschlimmert hat, überfiel nun die bis dahin munteren Städ-

ter. Aber die Soldaten vom Lande befanden sich bei den beständigen Anstrengungen besser, als je. Ihre Wunden heilten von nun an leicht, auch wenn sie gefährlich waren; und eine unbedeutende Verletzung kostete dem Städter gewöhnlich das Leben.

Wenn man diese Melancholie, die zuerst die jungen Leute vom Lande und dann, unter entgegengesetzten Verhältnissen, die Städter angriff, Heimweh nennt, gibt man dem Begriff dieses Uebels freilich einen ungewöhnlich weiten Umfang. Dann aber sieht man auch deutlicher, wie die Gewohnheit den Menschen moralisch und physisch in allen Lagen seines Lebens beherrscht, und daß man das so genannte Heimweh nur als eine Modification der allgemeinen Gewohnheitskrankheit beurtheilen muß, welcher kein Thier in dem Grade unterworfen ist, wie der Mensch. Wäre aber diese Wahrheit nicht durch die Erfahrung bewiesen, sollte sie ein Philosoph wohl errathen haben? Sollte man nicht eher erwarten, daß das einzige unter allen Geschöpfen der Erde, das seinem Geiste eine freie Richtung geben kann, Mittel im Ueberflusse ersinnen müßte, sich gegen die Tyrannei der Gewohnheit zu wehren?

Der Streit zwischen der Sehnsucht nach dem Neuen und der Anhänglichkeit an das Alte ist einer der seltsamsten in der menschlichen Natur; und doch gehört er so wesentlich zur menschlichen Natur, daß die Art, wie dieser Streit von den entgegengesetzten Kräften geführt wird, der Maßstab unsrer Vollkommenheit und Unvollkommenheit ist. Immer weiter drängen uns die Vernunft sowohl, als die Leidenschaften; und doch gebiethet die Vernunft Genügsamkeit, und die Leidenschaft will nichts missen, was sie schon besitzt, wenn es für sie einigen Werth hat. Nur dadurch, daß es sich in unaufhörlichem Wechsel nach entgegengesetzten Richtungen bewegt, erhält sich das Leben, wie sich eine Pendeluhr nur durch das Hin- und Her-Schwanken des Pendels in Bewegung erhält. Aber die meisten Menschen wissen weder das Gute zu schätzen, das sie schon besitzen, noch sich für das mit Verstand zu interessiren, was noch ein Gegenstand ihrer Wünsche ist. Sie verstehen die Uhr ihres Lebens weder aufzuziehen, noch zu stellen, sie mag zu langsam, oder zu geschwind gehen. Deßwegen artet die natürliche Thätigkeit des Herzens, das sich abwechselnd nach entgegengesetzten Richtungen zu bewegen nicht aufhören kann, gewöhnlich in ei-

nen Mechanismus aus. Blindes Verlangen nach dem Neuen und blinde Anhänglichkeit an das Alte entstehen durch einen und denselben Mechanismus. Je unbesorgter sich der Mensch dem Zufalle überläßt, desto mehr wird die Gewohnheit seine zweite Natur. Ihn verlangt dann nur nach Abwechselung in der Art zu existiren, an die er gewöhnt ist. Fehlt es ihm an der nöthigen Abwechselung, so schläft er entweder ein, oder er leidet an der Krankheit, die lange Weile heißt. Wird er aber ganz aus dem Gleise der Gewohnheit gerissen, so leidet er bei aller Abwechselung an der Krankheit, die Heimweh heißt; und dieses Heimweh ist im Grunde nur eine zweite Art von langer Weile. Je mehr süße Erinnerung sich in diese zweite Art von langer Weile mischt, desto schwermüthiger wird der arme Leidende. Sein Daseyn ist in seinem Gefühle zerstört; und eine geringe körperliche Verletzung kann es nun auch physisch zerstören; denn Daseyn ohne Gefühl ist ja im Grunde doch nur ein Wort ohne Bedeutung.

Fabeln, Notizen, und Allerlei.

Das Revolutioniren kam, nach einer alten französischen Fabel, auch einmal unter die Messer. Ist es Recht, sagte ein Messer, daß man uns Stiele ansetzt, ohne uns zu fragen, was für ein Stiel uns gefällig ist? Allerdings bedürfen wir eines Stiels. Aber der Stiel ist denn doch um des Messers willen da, und nicht das Messer um des Stiels willen. Ich thue den Vorschlag, daß wir sämmtlichen Messer uns jedes selbst seinen Stiel schnitzen, nach unserer Einsicht und Neigung.

Und das aufrührerische Messer zerstieß rücklings seinen feinen, mit Gold und Silber geschmückten Stiel, ging in den Wald, verglich mehrere Holzarten, und verwarf sie alle, weil es keine hart und dauerhaft genug fand. Es verlangte einen Stiel von Stein, fing an, einen Kiesel zu bearbeiten, und arbeitete so lange, bis es aufhörte, ein Messer zu seyn.

* * *

Als die Nachtwächter noch andächtiger waren, als sie jetzt sind, oder seyn dürfen, pflegten sie unter andern zu singen;

Bewahrt euer Feuer und euer Licht,
Daß euch, ihr Herren, kein Schade geschicht,
Und lobet Gott den Herrn!

Mancher Aufklärer, der mit dem Feuer des Enthusiasmus und dem Lichte der Vernunft umging wie ein Kind mit anderm Feuer und Lichte, würde sich vielleicht anders bedacht haben, wenn er den großen Sinn des alten Nachtwächterliedes erwogen hätte.

* * *

Ein spanisches Verschen sagt:

La muger mas avisada
O sabe poco, o no nada,

d. i. "Das schlaueste Weib weiß entweder wenig, oder nicht viel mehr, als nichts." Was ist der geheime Sinn dieses in jedem andern Sinne offenbar unglücklichen Verschens? Vielleicht dieser. Weibliche Schlauheit darf nie defensiv verfahren, wenn sie ihr Spiel nicht verlieren soll.

* * *

Man hat gar keine Ursache, sich des Vergnügens zu schämen, mit dem man komische Erdichtungen von der ungeheuern Art lieset oder hört, sollte uns auch übrigens noch so wenig Witz oder Verstand aus einer solchen Erdichtung zusprechen. Das Ungeheure interessirt die gesunde Vernunft unmittelbar, weil es ihr den Krieg ankündigt, und sie auffordert, sich zu wehren. Hebt es nun in burlesken Compositionen sich selbst auf, so feiert die Vernunft das Fest eines Sieges ohne Kampf: *palmam sine puluere*, wie die Alten sagten. Warum will man ihr diese unschuldige Freude nicht gönnen? Der große Unterschied zwischen einem witzigen Einfalle und einer Posse bleibt doch in seinem Werthe.

Eine Sammlung ungeheuer komischer, wenn gleich nicht übermäßig witziger Erdichtungen in der Manier der bekannten Jagd- und Reise-Abenteuer des Hrn. von M** kam schon zur Erbauung des französischen Publicums im sechszehnten Jahrhundert zu Paris heraus. Der Verfasser oder Sammler nennt sich auf dem Titel Philipp d'Alcripe, Herr von Neri in Verbos; das will sagen: Philipp Picard, Herr von Rien d. i. Nichts, in Vert-bois d. i. im grünen Walde. Dieser anagrammatische Witz

verspricht nicht viel; und er hält, was er verspricht. Drollig genug sind indessen doch mehrere der ungereimten Geschichtchen, durch die dieser Picard seine Leser zu ergötzen sucht. Er erzählt zum Beispiel, daß ein alter Mann zur Zeit des Königs Pernot und der Königinn Gilette (also vor so langer Zeit, als man will) vor seinem Ende seine drei Söhne zu sich berief, damit ihm jeder von ihnen einen Beweis der Fortschritte geben sollte, die jeder in seiner Kunst gemacht hatte. Der erste Sohn war ein Barbier, der zweite ein Hufschmidt, und der dritte ein Fechtmeister. Als sie alle drei in freiem Felde mit ihrem Vater zusammen getroffen waren und einander sämmtlich gegrüßt hatten, kam sogleich die Rede auf ihre Geschicklichkeit. In dem Augenblicke lief ein Hase vorüber. Geschwind zog der Barbier sein Scheermesser hervor, rannte dem Hasen nach, und rasirte ihm im Laufen den Bart rein ab. Bravo! rief der Vater. Da kam ein Reiter daher gesprengt. Das Pferd des Reiters stieß mit dem einen Hinterfuße an einen Stein, und verlor ein Hufeisen. Halt nicht! rief der junge Hufschmidt, eilte mit dem Hufeisen und seinem Hammer dem Reiter nach, und beschlug das Pferd,

während es immer fort galoppirte. Der Beifall, den der junge Schmidt einerntete, verdunkelte fast den Ruhm des Barbiers, als plötzlich ein heftiger Regen die Gesellschaft überfiel. Alle wurden durchnäßt, außer dem jungen Fechtmeister. Dieser zog, als es zu regnen anfing, sogleich seinen Degen, und parirte mit solcher Geschicklichkeit, daß ihn auch nicht ein Tropfen berührte. Nun war der alte Vater zufrieden. Und welcher Leser wär' es nicht auch?

In eben diesem alten Storchenbuche steht auch schon die Erzählung von dem merkwürdigen Duell auf Pistolen, in welchen beide Gegner zugleich abfeuerten. Die Kugeln stießen in der Luft gegen einander, und jede wurde durch den Stoß der andern wieder in den Lauf der Pistole zurückgetrieben, aus der sie abgeschossen war.

In einer Gegend des steinigen Arabiens war ein Brunnen, dessen klares Wasser in dem Rufe stand, Menschen und Thiere wunderbar zu erquicken und zu verschönern, wenn es nur nie getrübt wurde. Die Hirten, die aus diesem Brunnen schöpften und ihn sorgfältig vor allem Zufluße unreiner Gewässer bewahrten, waren nicht

sehr aufgeklärt; aber sie bewahrten und benutzten den heiligen Brunnen mit dem besten Willen von der Welt, und nicht ohne Geschicklichkeit; und sie und ihre Heerden befanden sich vortrefflich.

Aber ein Scheidekünstler und Weisheitslehrer, wie er selbst sich nannte, trat zu den frommen und glücklichen Hirten und sagte: Ihr Einfältigen! Woher wißt ihr denn schon, daß das Wasser in eurem Brunnen rein ist, wenn ihr es nicht chemisch untersucht habt? Um eures Besten willen will ich es untersuchen.

Die Hirten wunderten sich nun selbst über die Einfalt, mit der sie bisher aus dem Brunnen geschöpft hatten. Der Chemiker fing seine Untersuchungen an; und in Kurzen war das Wasser im heiligen Brunnen durch chemische Zusätze so verderbt, daß Menschen und Vieh erkrankten, wenn sie davon tranken. Aber der Chemiker versicherte, so und nicht anders schmecke wahres, reines Wasser.

Ist dieß etwa die Geschichte des menschlichen Gewissens und seiner philosophischen Aufklärer aus der Schule des Helvetius und ähnlicher Moralisten?

So unbekannt, wie der Satyriker Rabelais unter uns ist, sollte in der litterarischen Welt kein Schriftsteller seyn, der einmahl mit Recht berühmt war. Freilich war und ist auch Voltaire mit Recht berühmt; und Voltaire meinte, oder er sagte vielmehr — denn er meinte vieles, was er nicht sagte, und sagte vieles, was er nicht meinte — der Witz, der in Rabelais ausführlichen Schriften enthalten sey, lasse sich auf wenige Bogen zusammendrängen. Voltaire liebte aber überhaupt keine Collision seines Witzes mit dem Witze eines Andern, vielleicht eben darum, weil er auch verständig war, also die Kraft des Witzes kannte. Denn der Witz hat mit andern Fackeln und Lichtern, ja sogar mit dem Verstande, die Eigenschaft gemein, daß er um so heller glänzt, je weniger er mit einem andern in Collision kommt.

Rabelais war Geistlicher, Arzt, fruchtbarer Schriftsteller, Spaßmacher und lustiger Bruder im sechszehnten Jahrhundert. So vielerlei auf ein Mahl zu seyn, war selbst im sechszehnten Jahrhundert etwas Ungewöhnliches. Unter den Aerzten steht er in Frankreich noch in einer besondern Art von Ansehen. Denn bei der medicinischen Facultät zu Montpellier werden bis

diesen Tag die promovirenden Doctoren zugleich mit der ersten Würde in der medicinischen Facultät und mit dem Rocke des großen Rabelais bekleidet, weil Rabelais eine Zeit lang Lehrer der Medicin in Montpellier war, und die medicinische Facultät von neuen in Aufnahme brachte. Daher müssen die angehenden Doctoren der Medicin zu Montpellier den Rock des Rabelais anziehen.

Rabelais, geboren zu Chinon in Touraine, lebte vom Jahr 1483 bis 1553, also zu einer Zeit, wo der Geschmack in Frankreich nur um wenige Grane feiner war, als in Deutschland am dieselbe Zeit. Seine jugendlichen Gesinnungen müssen sehr geistlich gewesen seyn; denn schon im achtzehnten Jahre seines Alters trat er in den Capuziner-Orden. Er hatte damals schon Humaniora, Rhetorik und Philosophie studirt. Auch verstand er acht Sprachen, nehmlich Griechisch, Latein, Hebräisch, Arabisch, Spanisch, Italienisch, Holländisch und seine Muttersprache. Und man sage gegen die Sprachkenntnisse, was man will; wer mit Leichtigkeit viele Sprachen lernt, ist nie ein gemeiner Kopf. Aber Rabelais bewies, daß er kein gemeiner Kopf war, noch bündiger, als durch seine Sprach-

Kenntnisse. Er machte in seinem Capuzinerstande so viele spaßhafte Streiche, daß ihm eine Pönitenz auferlegt wurde. Für Pönitenz hatte er keinen Sinn. Er entwischte aus seinem Kloster und begab sich zur Quelle des Ablasses nach Rom, wo man es damals mit den Späßen, wie mit den Sünden, nichts weniger als genau nahm. Der Pabst absolvirte ihn und versetzte ihn, seinem Wunsche gemäß, in den Benedictiner-Orden. Er war unterdessen vierzig Jahr alt geworden. Die Benedictiner-Disciplin gefiel ihm vermuthlich auch nicht. Er entwischte wieder, ging nach Montpellier, und studirte Medicin. Sein Orden excommunicirte ihn, aber er wurde Doctor. Durch seine Bemühungen kam die Universität zu Montpellier in neuen Flor. Er wirkte am Hofe zu Paris die Stiftung eines neuen Collegiums aus, in welchem er selbst Vorlesungen über den Hippokrates und Galen hielt. Er gab auch eine lateinische Uebersetzung verschiedener Schriften dieser griechischen Aerzte heraus. Einige Jahre darauf lernte ihn der Bischof oder Erzbischof von Paris auf einer Reise nach Rom kennen. Rabelais gefiel diesem geistlichen Herrn so sehr, daß er, vermuthlich nach seinem Wunsche, mit ihm als

dessen Leibarzt nach Rom reisen mußte. Der Bischof wurde in Rom zum Cardinal, und Rabelais kehrte mit ihm in Jahr 1536 nach Frankreich zurück. In Rom hatte er sich wieder die nöthige Absolution ausgewirkt. Der Pabst hatte ihm erlaubt, sich ein beliebiges Benedictinerkloster zu seinem Aufenthalt zu wählen. Aber jetzt, da er selbst wieder Lust zu einem geistlichen Leben bekommen zu haben schien, wurde das Kloster säculasirt, in dem er sich niedergelassen hatte. Er lebte nun eine Zeit lang als Canonicus. Endlich ließ er sich zum Pfarrer zu Meudon bei Paris ernennen, als er schon zwei und sechszig Jahr alt war. Aber er fand eine Menge Hindernisse, die er überwinden mußte, ehe er seine einträgliche Pfarrstelle antreten konnte. Darüber verging ein Jahr nach dem andern. Ehe er seine Heerde zu Meudon in die Pflege nehmen konnte, starb er zu Paris im siebzigsten Jahre seines Alters.

Die bekanntesten unter Rabelais satyrischen Schriften sind seine beiden burlesken Romane Gargantua und Pantagruel. Der Pantagruel ist eine Fortsetzung des Gargantua. Beide Romane strotzen von platten Scherzen. Aber unser Urtheil über sie kann nur zum Theil

gerecht ausfallen, weil uns der Schlüssel zu einer Menge satyrischer Anspielungen fehlt, mit denen eben diese Werke übersäet sind. Die Commentatoren liefern zwar Schlüssel genug, aber, wie gewöhnlich, solche, bei denen, in der Schlosserssprache zu reden, der Bart fehlt. Ohne allen Zweifel wird dem zwar wackeren aber auch lockeren König Franz I. von Frankreich in Rabelais Romanen mehr als Ein unerbetener Dienst erwiesen. Nur wollen nicht alle Auslegungen so, wie es die Commentatoren meinen, auf diesen König passen.

Gargantua ist in Rabelais Roman der Name eines Schlemmers der ersten Größe. Ein Mann der ersten Größe ist dieser Gargantua überhaupt; denn er ist ein Riese. Ungefähr ein ähnliches Subject ist Pantagruel. Beide erleben ungeheure, komische, und schmutzige Abenteuer in solchem Ueberflusse, daß man Geduld mit ihnen und ihrem Erfinder haben muß. Aber mehrere Kapitel dieser Romane bedürfen nur einer kleinen Umarbeitung, um noch jetzt zu interessiren und zu belehren. Eine gute Geschichte der neuesten Litteratur ließe sich zum Beispiel nach den Merkwürdigkeiten erzählen, die Pantagruel auf einer Insel findet, wo der Kö-

nig Gaster und die Königinn Penia residiren. Man muß nicht vergessen, daß Gaster im Griechischen Bauch, und Penia Armuth bedeutet. An dem Hofe dieser Herrschaften sind die bedeutendsten Personen die Engastrimythen oder Bauchredner, das will sagen, Leute, die nur reden, was und wie es ihnen ihr Bauch befiehlt. Das Geschlecht der Engastrimythen ist noch immer unter allen Ständen zahlreich. Die engastrimythische Beredsamkeit ertönt nicht selten sogar von der Kanzel, besonders wenn Probe-Predigten gehalten werden. Ja, vielleicht hörte man in unsern Tagen überhaupt nur wenig Predigten, wenn diese Beredsamkeit durchaus verbannt würde. Aber zahlreicher ist doch unter uns das mit den Engastrimythen verwandte Geschlecht der Engastrigraphen oder Bauchschreiber, d. i. Leute, die nur schreiben, was und wie es ihnen ihr Bauch befiehlt. Es lohnt sich also wohl der Mühe, die Engastrigraphie oder Bauchschreiberei einmahl systematisch zu untersuchen. Da müßte dann besonders die Rede seyn von engastrigraphischen Briefen, Recepten, Acten, Zeitungen und Büchern, die Taschenbücher, die man den Calendern anhängt, nicht zu vergessen. Der

engastrigraphische Briefstyl hat seine eignen Phrasen und Floskeln. Manche Ausdrücke erhalten durch ihn eine Bedeutung, die man nie errathen würde, wenn man nicht im Ganzen schon mit diesem Style bekannt wäre. Ein junger Mann, der um Beförderung anhält, schreibt z. B. "Ich wünsche nichts mehr, als mit meinen geringen Talenten, die aber von dem redlichsten Willen unterstützt werden, dem Vaterlande so nützlich, als möglich, zu seyn." Im engastrigraphischen Briefstyl heißt das nichts anders, als: "Ich habe nichts zu leben, oder wenigstens nicht so viel Einnahme, als ich mir wünsche; und weil es hergebracht ist, daß Aemter Geld einbringen, so halte ich um ein Amt an." Engastrigraphische Recepte von gemeinen Recepten zu unterscheiden, muß jeder Apotheker verstehen, besonders, wenn der Apotheker sich mit dem Arzte versteht. Der Styl der Recepte ist freilich immer derselbe. Aber die engastrigraphischen zeichnen sich bald durch ihre Länge, bald durch die Kostbarkeit der verschriebenen Medicamente aus. Die Acten, die unsre Archive anschwellen, sind fast alle engastrigraphisch. Wer würde sie schreiben, wenn er nicht dafür bezahlt würde? Eben so die Zeitungen, die politischen

wie die gelehrten. Bücher, die nicht encyklopädographisch geschrieben sind, kommen noch von Zeit zu Zeit heraus. Aber wie viele? werden die Schriftsteller wissen.

Nicht weniger lehrreich ist Pantagruels Ankunft im Königreich Quintessenz. Die Beherrscherinn dieses Reichs ist die Königinn Entelechie. So hieß sie noch zu Pantagruels Zeiten. Jetzt heißt sie in Deutschland das reine Subject-Object. Man muß sich an dem grammatikalischen Neutrum dieses Titels nicht stoßen. Die Rede ist immer nur von der im gemeinen Leben so genannten Seele, die man sonst für ein Weibchen hielt, das sich von himmlischen und irrdischen Mächten schwängern lasse und dann Gedanken gebähre, immer aber sich leidend verhalte. Durch die Kantische Philosophie wurde sie zu einem Zwitter, der sich in gewisser Hinsicht thätig und in andrer Hinsicht leidend verhält. Nach dem System des transcendentalen Idealismus aber ist sie ein reines Männchen, das schlechterdings und absolut selbstthätig ist und mit den Dingen sich weiter nicht abgibt, als, einen Anstoß an ihnen zu nehmen. Daher heißt sie jetzt Subject-Object. Die Unterthanen der Königinn Entelechie auf der Insel

Quintessenz hießen sonst Abstractoren. Jetzt heissen sie in ihrem Lande Wissenschaftslehrer. Die Sprache, die man zu Pantagruels Zeiten auf der Insel Quintessenz redete, war die Laternen-Sprache (la langue Lanternoise). Diese Sprache stirbt nie aus. Nur einzelne Wörter in ihr veralten, und neue treten an die Stelle der veralteten. Alle diese Wörter bedeuten nichts. Aber man denkt sich unter dem Nichts doch immer ein Etwas in gewisser Hinsicht, und bezeichnet es dann mit dem Beiwort: als solches. Auf diese Art kann man sich ein so großes Gedanken-Cabinett von mancherlei Nichts anlegen, als man nur irgend Lust und Erfindungstalent hat. Der Inhaber eines solchen Cabinetts heißt dann ein Metaphysiker. Er erkennt alle Dinge in der Welt als solche. Wer vor dem Räthsel des Daseyns verstummt, und offenherzig bekennt, daß er von den Dingen als solchen schlechterdings nichts weiß, weil er mit aller seiner Philosophie nichts weiter vermag, als, sein Bewußtseyn bis auf einen gewissen Punct zu erklären, wo alles particuläre Daseyn zu Nichts wird, der reise nach der Insel Quintessenz, als solcher, und studire dort sich selbst, als solchen, und die Dinge in der

Welt, als solche. Neulich schrieb ein vortrefflicher Schriftsteller, und nicht bloß als solcher: "Lucifer, nach dem Urbild des heiligen Mythus, fing mit der Abstraction an und sah die höchste Möglichkeit in jener höchsten Verrückung des einen ohne das andere." Wenige Menschen haben diese goldenen Worte gelesen; wenige werden sie lesen; noch wenigere werden sie verstehen; und diese wenigen können von Glück sagen, wenn sie nicht zu guter Letzt wenigstens die ganze Welt als solche zu erklären sich vorbehalten.

Die beiden Wassertropfen.

Ein speculatives Mährchen.

Vorläufige Anmerkung. Nicht alle Leser unseres Taschenbuchs werden dieses speculative Mährchen lesen mögen; aber einige möchten es vielleicht lieber, als alles Uebrige lesen, was das Taschenbuch enthält, und diese werden denn auch die Mischung von Scherz und Ernst, die in dem ganzen Einfalle herrscht, leicht nach dem richtigen Zwecke beurtheilen. Der Streit der atomistischen Physik mit der neuen dynamischen wird durch kein Mährchen entschieden, aber vielleicht befördert, und eben dadurch der allgemeineren Entscheidung näher gebracht.

Ein französischer Physiker (sein Name ist nicht bekannt geworden) starb am hitzigen Fieber. Er hatte eben noch das Wort Galvanismus halb ausgesprochen, als seine delirirende Seele sich von dem erstarrenden Körper loswand und eine andre Heimath suchte. Nach den Grundsätzen, zu denen sich dieser Physiker bekannt hatte,

war ihm auch nicht die schwächste Hoffnung eines künftigen Lebens übrig geblieben.

"Sagte ich's nicht, daß ich mich wieder erhohlen würde? Das war eine schwere Ohnmacht. Aber wie seht ihr alle so seltsam, so verunstaltet aus? Wahrlich, ihr steht ja auf den Köpfen! Und welche Veränderung ist hier umher vorgefallen? Alles steht ja verkehrt, das Oberste zu unterst! Was soll das?" — So sprach die abgeschiedene Seele des Physikers, als sie in einem andern Leben wieder zu sich selbst kam. Sie hatte indessen ihr System zu ändern keine Gelegenheit gehabt. Sie glaubte also, in ihrem vorigen Daseyn nur aus einer Ohnmacht wieder zu erwachen, und ihre Einbildung war noch stark genug, ihr alles Neue, das sie erblickte, als etwas Altes und Bekanntes vorzuspiegeln. Aber umgekehrt stand die ganze Welt vor der erstaunten Seele da. Ob sie selbst wieder in einem andern Körper lebte, konnte sie noch nicht bemerken. Bald demonstrirte sie sich aber, daß sie eben noch im Zustande der halben Ohnmacht sey. Sie nahm sich vor, diesen Zustand zu beschreiben, und die Beschreibung in ein Journal einrücken zu lassen.

Nun, arme Seele? Wie wird's? fragte eine Stimme in der Nähe.

Die abgeschiedene Seele machte eine Bewegung, um zu sehen, wer sie so zutraulich anredete. Aber sie verlor vor Schrecken fast wieder die Besinnung. Denn jetzt bemerkte sie, daß ihr Körper nichts mehr und nichts weniger, als ein klarer Wassertropfen war, durch den sie die Welt in umgekehrten Verhältnissen beschauete. Und so wie sie sich mit dem Tropfen wie eine Kugel zum ersten Male bewegte, schienen ihr auch die verkehrten Dinge selbst etwas ganz anders zu seyn, als alle irrdischen Dinge. Aber es fehlte ihr schlechterdings an Worten, diese verkehrten Dinge mit irrdischen Namen zu nennen. Das Wesen, das mit ihr ein Gespräch anfangen wollte, war auch, wie sie nun bemerkte, ein lebendiger Wassertropfen. Die beiden Tropfen schwebten wie in einer Gewitterwolke, die eben ihren Schooß öffnen und einen befruchtenden Regen zur Erde herabsenden will, nachbarlich neben einander. Aber ihre specifische Schwere hielt ihrer specifischen Elasticität das Gleichgewicht in dem Raume, den sie ausfüllten. Sie schwebten, wenn sie sich nicht willkürlich beweg-

ten, zwischen Himmel und Erde, ohne zu steigen und ohne zu fallen.

Habe ich wirklich das Vergnügen, mich mit einem Wassertropfen zu unterhalten? fragte die Seele des Physikers.

Ich habe das Mißvergnügen, unnütze Fragen beantworten zu müssen; antwortete die Seele in dem andern Tropfen.

Deine Höflichkeit, fuhr die Seele des Physikers fort, läßt mich vermuthen, daß du ein deutscher Wassertropfen, wohl gar ein deutscher Metaphysiker bist.

Getroffen! sagte die Seele des deutschen Metaphysikers. Aber ich habe von dem strengen Geiste der Wahrheit den Auftrag erhalten, mich mit dir so lange in diesem Intermundium zwischen Himmel und Erde herumzurollen, bis uns beiden die Augen aufgehen. Wir haben beide zu viel geschwatzt, als wir noch dort unten waren und Menschen hießen. Aber ich habe unendlich verständiger geschwatzt, als du. Dafür ist meine Strafe auch gelinder, als die deinige. Ich soll dir begreiflich machen, was ich weiß, wenn es gleich nur wenig ist im Vergleich mit dem, was ich dort unten zu wissen

mir einbildete. Du aber sollst begreifen lernen, daß du im Grunde noch gar nichts weißt.

Höre, Freund, sagte der französische Tropfen, ich verbitte mir alle Anzüglichkeit. Ich weiß meines Orts, daß ich jetzt träume, ein Kugelthierchen zu seyn und mit einem andern Kugelthierchen zu conversiren. Aber auch im Traume und als Kugelthier lasse ich mir nicht insultiren. Sprich dich mit Anstand aus, und geschwind, ehe ich erwache.

Mit dem Erwachen, wie du das Wort nimmst, das heißt, mit dem Rückfall in die Sphäre der Menschheit, hat es hier keine Noth; antwortete der deutsche Tropfen; und die Complimente können wir Beide sparen, da wir Beide in diesem Intermundium doch nur arme Gefangene sind. Ich rathe dir, Vernunft anzunehmen. Denn daß du noch immer glaubst, zu träumen, ist dein erster Grundirrthum; und daß du dich gar für ein Kugelthier hältst, ist der zweite. Meine Pflicht ist, dich zu belehren; und entlaufen kannst du mir nicht.

Das wollen wir einmal sehen; sagte der französische Tropfen, und fing an, sich zu rollen. Aber der deutsche Tropfen rollte immer in derselben Entfernung neben ihm. Es war beiden

Kugeln unmöglich, sich einander über einen gewissen Abstand hinaus zu nähern, oder sich weiter, als bis zu einem andern Abstande, zu trennen. Gern oder ungern mußten sie einander friedliche Gesellschaft leisten wie die Planeten und Sonnen am astronomischen Himmel.

Das Beste bei der wunderlichen Lebensart, die wir hier führen, sagte nach einer nicht kurzen Pause der deutsche Tropfen, ist, daß uns die Dinge richtiger erscheinen, sobald wir nur richtiger über sie räsonniren. So bequem hatten wir es auf der Erde nicht. Dafür aber können wir hier im Intermundium leider! nichts thun; denn wir befinden uns im Zustande des Uebergangs von einem Daseyn zum andern. Unsre Organisation ist verloren gegangen in der Verwandlung. Nur ein wenig Fluidum ist uns als Bedingung unsers Daseyns übrig geblieben. Denn Wasser im weitesten Sinne des Worts, das heißt, Flüssigkeit ist die Form des Daseyns, durch die der Organismus in die chemische Materie übergeht, und die chemische Materie in den Organismus.

Wasser eine Form des Daseyns! rief lachend der französische Tropfen. Ist das eine von den großen Wahrheiten, die ich durch dich lernen

soll, so erlasse ich dir die Mittheilung der übrigen.

Deßwegen, fuhr der deutsche Tropfen fort, sind wir hier gerade am rechten Orte, zu sehen, wie die Dinge werden. Das Fluidum, das uns im Intermundium hier die Stelle des Leibes vertritt — Aber du kannst dir, nach deiner Vorstellungsart, bei meinen Worten noch nichts, als Widersinn, denken. Beliebe also, ehe ich fortfahre, mir einmal zu beschreiben, was du hier erblickst, wenn du dich umsiehst.

Der deutsche Tropfen sah sich um, das heißt, er erkannte Alles, was er erkennen konnte, beliebig in jeder Richtung. Die Vorstellungen, mit denen er zur Besinnung gekommen war, hatten sich jetzt alle verloren. Es waren nur Erinnerungen gewesen. Alles um ihn her war nur ein Kampf des Todes mit dem Leben. Und er sah, nach seiner Vorstellungsart, wie er meinte, zwar in verkehrten Verhältnissen, aber doch sonnenklar, wie der Tod das Leben gebahr und es tyrannisch beherrschte, bis er es wieder verschlang.

Darf man wissen, fragte der deutsche Tropfen, was du zu sehen beliebst?

Ich beliebe nicht zu sehen, antwortete der französische Tropfen, ich sehe wirklich die Welt um mich her entstehen und vergehen, wie ich es längst mir dachte. Sieh, wie es arbeitet, dort hinten das Chaos! Wie sich die tiefe Ferne im unendlichen Raume verliert! Da ist noch keine Gestalt, und noch weniger ein Leben. Alles, was ist, ist Atom. Das All der Atome, die in entgegengesetzten Richtungen schweben, ist das Chaos. Sieh doch jene dort, wie sie gleichgültig neben einander vorbeiziehen, als ob sie sich gar nicht kennten! Das macht, die Sphären ihrer Anziehungskraft sind so gegen einander gleichsam abgewogen, daß keiner dieser Atomen den andern anziehen kann. Anziehungskraft aber, oder Schwere, wie wir es auch nennen, ist das Höchste und Letzte in der Natur, das ewige Princip aller Kräfte. Aber unter den zahllosen Atomen, die einander begegnen, wie es der Zufall will, werden doch zufälligerweise nicht alle in ihren Entfernungen dasselbe Ebenmaß halten, kraft dessen sie sich neben einander vorbeitreiben, und sich nicht vereinigen. Das müßte ein unbegreiflich regelmäßiger Zufall seyn, der verhüthen könnte, daß nicht einmal ihrer zwei einander berührten. Und mehr, als einer

solchen zufälligen Berührung zweier Atome bedarf es nicht, um die ganze Welt in das regelmäßige Daseyn hervorzulocken, in welchem die Naturnothwendigkeit statt des Zufalls gebietet. Zwei Atome stoßen zusammen; und das Reich des Zufalls naht sich seinem Ende. Denn nun ist das allgemeine Gleichgewicht der Atome aufgehoben, das die Bedingung der Möglichkeit eines allgemeinen Chaos war. Die vereinte Anziehungskraft zweier verbundenen Atome gibt ihnen sogleich eine Sphäre der Wirksamkeit, der kein einzelner Atom widerstehen kann. Schon ist ein Körper da. Schon kann er ein Weltkörper heißen. Denn nun wirkt schon das Gesetz der Schwere als erstes und ewiges Naturgesetz in entgegengesetzten Potenzen, deren eine den alten Namen behält, der andre aber Schwungkraft genannt wird. Denn so wie es sich in der einen Gegend des Universums trifft, daß der durch Berührung mehrerer Atome entstandene Körper durch seine stärkere Anziehungskraft immer mehr Atomen beherrscht, eben so trifft es sich auch in andern Gegenden. So entsteht ein Weltsystem, und mit ihm ein neues Gleichgewicht der Materie im Universum. Denn so wie der Weltkörper mehrere sich

bilden, bildet jeder gegen den andern durch dieselbe Kraft, durch die er entstanden ist, auch seine eigne Anziehungssphäre. Was er von Atomen unmittelbar an sich reißt, bildet mit ihm einen himmlischen Körper. Der stärkere Körper, das heißt, der dichtere, oder der aus mehr Atomen besteht, zieht aber nun auch den schwächeren an. Indessen wird der schwächere auch nach allen übrigen Richtungen mehr oder weniger von dem ganzen Universum angezogen. Aus diesem Streite der Kräfte, die im Grunde doch immer nur eine und dieselbe Kraft sind, entspringt zuerst das Gleichgewicht zwischen den Sonnen und ihren Planeten und Kometen. Die Sonnen sind die Fürsten der Körperwelt. Durch ihre Macht haben sie die Planeten überwältigt und an ihre Sphäre gefesselt. Aber der Planet strebt unabläßig, diese Fesseln zu zerreissen, indem die Kraft, durch die er entstanden ist, in ihm fortstrebt und sich auf das ganze Universum bezieht. Er strebt, sich von seiner Sonne zu entfernen; aber die Sonne läßt ihn nicht los, wenn sie ihn gleich nicht unmittelbar mit sich vereinigen kann, weil ihn das allgemeine Weltsystem im Gegengewichte mit ihr erhält. Indem also durch das ganze Universum

die ursprüngliche Bewegung der Atome fortdauert, entsteht der gewaltige Kreislauf der himmlischen Körper. Der Planet dreht sich um seine Sonne, indem die gerade Richtung, in der er ihr entfliehen will, durch die anziehende Kraft der Sonne unaufhörlich gebrochen wird. Eben so drehen sich die Monde um die Planeten. Und so dreht sich im Grunde Alles, was ist.

Und deßwegen vermuthlich auch die Köpfe derer, denen die Welt so, wie dir, erscheint; sagte der deutsche Tropfen. Aber du hast bis jetzt noch nichts von der Natur erklärt, als den Mechanismus. Woher kommen denn die chemischen Kräfte, durch die sich die Materie viel mannigfaltiger, als durch die mechanischen, gestaltet und verwandelt?

Chemische Kräfte, sagte der französische Tropfen, sind nothwendige Producte des allgemeinen Naturmechanismus. Sie entstehen, wie Alles, durch die erste Berührung der Atome unter einander. Denn ein Wunder müßte geschehen seyn, wenn die unendliche Menge von Atomen, die in unendlichen Graden der Annäherung auf einander wirken, im Kleinen, wie im Großen, durchgängig regelmäßige Massen gebildet und sich überall in ein Gleichgewicht gesetzt hätten. Dieses Gleich-

gewicht findet nur im Großen statt, wo Himmelskörper von Himmelskörpern geschieden sind. Aber im Kleinen, das heißt, in der innern Haushaltung jedes dieser großen Körper, sind die Massen so durch einander gemischt, daß durch die Mischung die Kräfte entstehen, die wir Elemente nennen. Welche von den Kräften, die wir bis jetzt genauer kennen, den Namen eines Elements verdient, lehrt die Chemie. Alle chemischen Verbindungen und Auflösungen beruhen aber am Ende doch auf Anziehung und Zurückstoßung, wie alle Versuche und Beobachtungen beweisen.

Und die organischen Kräfte, fragte der deutsche Tropfen, worauf beruhen die?

Ich dächte, antwortete der französische Tropfen, es lohnte sich nicht der Mühe, diese Frage aufzuwerfen. Sieht denn nicht Jeder, wer Augen hat, die organischen Naturproducte, das heißt, die Pflanzen und die Thiere nach mechanischen und chemischen Gesetzen entstehen und vergehen? Durch chemische Verbindung der Materie, die überall nach einer Art von Kreislauf strebt, entsteht Organismus, wenn dieser Kreislauf nach chemischen Gesetzen zu Stande kommt. So entstanden die Pflanzen, als überhaupt noch etwas

aus dem Chaos entstand. So nähren und entwickeln sie sich noch durch Zersetzung chemischer Kräfte. Den Kreislauf der Kräfte in einer organisirten Masse nennen wir Leben. Wir unterscheiden ein vegetabilisches Leben von einem animalischen. Beide sind aber nur dem Grade nach verschieden. Das animalische Leben setzt die Existenz des vegetabilischen voraus. Die Pflanze wächst durch chemische Verbindungen der Kräfte in Wasser und Erde. Soll aber ein Thier sich nähren, so müssen die chemischen Elemente schon durch irgend eine Organisation verfeinert seyn. Das Thier nährt sich entweder von vegetabilischen, oder gar von animalischen Stoffen. Höher, als bis zum animalischen Organismus vermag sich die bildende Natur nicht zu erheben. Das Thier kann sein Leben fortpflanzen in einer neuen Bildung. Aber sein eignes Leben muß es zu seiner Zeit durch den chemischen Proceß, den wir Verwesung nennen, wieder zurück geben an die todte Natur, aus der Alles hervorgeht, der Crystall wie die Pflanze, und die Pflanze wie der Mensch.

Wohl gesprochen; sagte der deutsche Tropfen. Du hast deine Lebenstheorie in's Kurze gefaßt. Die meinige soll auch nicht lang seyn.

Wir rollen indessen der Stunde des Erwachens aus diesem lethargischen Zustande immer näher. Schlag das Buch des Lebens erst auf, du eitler Sohn des Todes, ehe du es zu erklären anfängst und den Inhalt aus dem wurmstichigen Einbande deutest. Woher weißt du denn etwas von Leben überhaupt, außer kraft deines Lebens? Nur indem du dieses voraussetzest, kannst du über ein anders Leben und über die Natur überhaupt urtheilen. Warum beschauest du denn nun die lebendige Natur von hinten? Ist es nicht reiner Widersinn, todte Kräfte zu Factoren des Lebens zu machen, da der Tod für unsre ganze Einsicht nur eine Negation ist?

Nicht zu rasch; erwiederte der französische Tropfen. Was ich lehre, lehrt auch die Erfahrung. Das Leben entsteht und vergeht, sagt die Erfahrung; denn alles Lebendige wird geboren und stirbt. Das bitte ich nicht zu vergessen.

Mir konnte die Erfahrung nichts weiter sagen, fuhr der deutsche Tropfen fort, als, daß Körper entstanden und vergingen, die mir unter gewissen Umständen beseelt zu seyn schienen, und unter andern Umständen nicht, wenn ich sie nach der Analogie mit meinem eignen Körper beurtheilte. Ein

beseelendes Princip, außer in mir selbst, entdeckte ich nicht. Ich begriff aber den Widersinn aller Versuche, durch die man ein solches Princip außer sich zu entdecken Veranstaltung trifft. Denn so lange ein lebendiger Körper unzerstört ist, bleibt das beseelende Princip verborgen; und wenn ich den beseelten Körper zerstöre, um das Innerste seines Organismus anatomisch zu beobachten, oder gar es chemisch zu prüfen, entflieht das beseelende Princip in denselben Verhältnissen, wie ich ihm durch Zerstörung des Körpers näher zu kommen glaube. Mein Versuch hebt also durch einen Widerspruch sich selbst auf. Aber kein Versuch kann die Voraussetzung aufheben, daß im Grunde Alles, was ist, nur ein Leben ist, und daß alle Naturkräfte nur Modificationen der Lebenskraft der ganzen Natur sind. Ein dynamisches Natursystem, auf diese Voraussetzung gegründet, muß sich schon als Hypothese dem unbefangenen Verstande mehr empfehlen, als euer altes Atomensystem. Denn lebendige Kraft ist das einzige Positive in der Natur, von dessen Daseyn Jedermann unwidersprechlich überzeugt ist, weil es mit dem Daseyn des Menschen eins ist. Aber Atome sind Erfindungen der Metaphysiker; und von

Bewegungen der Atome wissen wir gerade so viel wie von den Thaten der Titanen im griechischen Himmel.

Und woher weißt denn du mehr von deiner Lebenskraft, aus der du die Naturgesetze erklären willst? fragte der französische Tropfen.

Wäre hier der Ort zu transcendentalen Disputationen, antwortete der deutsche Tropfen, so wollte ich dir begreiflich machen, daß die Begriffe Leben und Natur für unsre Einsicht im Grunde ein und derselbe Begriff sind. Nur wenn sich der freie Geist des Menschen über alle Natur erhebt und an einen Urgeist glauben lernt, der mehr, als alle Natur, ist, gewinnt auch der Begriff des Lebens eine höhere Bedeutung. So urtheile ich jetzt. Als ich noch den Menschen meine Grundsätze mittheilte, war ich schwach genug, mir einzubilden, ich könne aus meiner Lebenstheorie auch das Daseyn der Vernunft erklären und bedurfe, um mich selbst und die Natur zu verstehen, keines Gottes. Von dieser Anmaßung bin ich hier oben freilich zurückgekommen. Aber auch darüber mit dir zu disputiren, ist hier nicht der Ort. Stelle immerhin mein System zuerst nur als Hypothese dem deinigen entgegen. Du wirst doch gestehen,

müssen, daß diese Hypothese von der unmittelbar gewissen Empfindung des Daseyns ausgeht, die deinige aber von Dingen, deren Daseyn du erst beweisen mußt, ehe du sinnreiche Geschichten von ihnen erzählen kannst; und mit diesem Beweise möchtest du wohl vor deiner eigenen Vernunft schlimm bestehen, wenn du ihn genauer ansehen wolltest. Mit meiner Voraussetzung kann jeder Mensch anfangen, ohne sich zu irren.

Der französische Tropfen schwieg. Der deutsche fuhr fort;

Was auch immer außer mir seyn oder nicht seyn mag; in dem Verhältnisse wie ich etwas erkenne, ist es in mir. Ich passe also, wenn ich etwas erklären will, den Maßstab meines eigenen Daseyns der Natur an, und versuche, wie weit ich damit reiche. Mein eignes Daseyn ist mein Leben. Dieses lebendige Daseyn ist aber, so weit es sich selbst mir zu erkennen gibt, kein einfaches Daseyn. Es ist ein Conflict entgegengesetzter Kräfte. Die Vernunft erhält sich nur im Conflict mit der Empfindung, und von der Empfindung wüßten wir nichts ohne die Vernunft. Wer nur die Natur erklären will, läßt die Vernunft auf sich selbst beru-

hen, aber nicht die Empfindung; denn mit der Empfindung entsteht für uns eine Natur; und wir haben gar keine unmittelbare Kenntniß von dieser oder jener Eigenschaft der Natur, außer, sofern wir ihr Daseyn empfinden. Alle Empfindung aber löset sich wieder in einen Conflict entgegengesetzter Kräfte auf. Wir denken uns diesen Conflict durch den alten Gegensatz von Leib und Seele. Getäuscht durch diesen Gegensatz, möchten wir gar zu gern die Seele als ein besonderes Ding beurtheilen, und den Leib als ein besonderes Ding wieder aus vielen andern Dingen bestehen lassen, deren jedes wieder ein besonderes Ding seyn soll. So spielt unser Verstand mit besondern Dingen, deren Daseyn durch nichts bewiesen ist. Der wahre Physiker mischt sich nicht in den Streit über die Immaterialität der Seele. Sein Gegenstand ist die Materie. Aber die Materie ist für ihn nicht die todte Masse, zu der sie gewöhnlich herabgewürdigt wird. Er kennt die Materie nur in den Verhältnissen, in denen er ihr Daseyn empfindet; und in diesen Verhältnissen ist in ihr kein todtes Princip. Wir wissen also auch durchaus nichts von todten Naturkräften. Aus dem Bewußtseyn

unsrer Kräfte schöpfen wir alle Begriffe von Kräften überhaupt. Von dunkeln Analogien geleitet, sprechen wir im gemeinen Leben den Dingen außer uns in denselben Verhältnissen das Leben ab, wie sich die Form ihres Daseyns von der Form des unsern entfernt. Nur die Verschiedenheit der Form des Daseyns selbst können wir nicht bezweifeln; aber absolut todte Dinge zu entdecken, ist alle Mühe verloren. Statt also mit euch Atomenkennern das Leben aus dem Tode zu erklären, sehen wir, allen Aufforderungen der Natur und der Vernunft gemäß, den Tod nur als ein gehemmtes Leben an. Den absoluten Tod leugnen wir ganz und gar. Wir kennen nur einen relativen Tod, d. h. das Leben ist immer und überall in den kleinsten, wie in dem größten Theile der Materie wirklich und unvertilgbar vorhanden, aber nicht immer und überall in demselben Grade entwickelt. Die Materie selbst ist nichts anders als Erscheinung des Lebens in einer bestimmten Form. Versuche einmal, mit diesen Grundsätzen in die Welt hineinzublicken, die du vorher aus einem todten Chaos hervorsteigen sahst! Wie nimmt sie sich nun aus?

Freilich nimmt sie sich nun anders aus, und auch schöner; sagte der französische Tropfen. Aber alle Verhältnisse in ihr kehren sich um. Sie wird eine verkehrte Welt.

Die Welt, die du vorher erblicktest, antwortete der deutsche Tropfen, war, mit deiner Erlaubniß, eine verkehrte Welt. In der, die du nun betrachtest, ist Alles in der Ordnung. Statt das Leben durch organische Kräfte, diese durch chemische, und diese wieder durch mechanische Kräfte zu erzeugen, fängt die Natur überall mit dem Leben an. - Aber nur in organischen Formen erscheint das Leben am vollkommensten entwickelt, das heißt, es ist in diesen Formen durch entgegengesetzte Kräfte, die aber in ihrer Art immer auch Lebenskräfte sind, am wenigsten gehemmt. Das große Geschäft des philosophischen Naturforschers ist nun, überall in der Natur die Stufenleiter des Lebens aufzusuchen, von der untersten Stufe an, wo die Schwere herrscht und nur die Elasticität ihr entgegenwirkt, bis zur Höhe des menschlichen Daseyns hinauf, wo das irrdische Leben in seiner Vollendung erscheint und ein göttliches, das Vernunft oder Freiheit heißt, wunderbar zu dem irrdischen hinzutritt.

Und was kommt bei diesen schönen Speculationen und Nachforschungen am Ende heraus? fragte der französische Tropfen.

Wenn auch nichts weiter dabei herauskäme, als eine veränderte Ansicht der ganzen Natur, sagte der deutsche Tropfen, wäre schon diese Veränderung der Mühe des Studiums werth. Lieben muß der Mensch die Natur, wenn seine Denk- und Lebensart natürlich seyn soll; und ganz anders liebt man eine lebendige Mutter, als einen todten Sarg. Aber auch diesen moralischen Gewinn abgerechnet, öffnet sich mit der Umkehrung der bis dahin üblichen Naturlehre für die Heilkunde eine neue Aussicht. Die treue Lehrerinn des Arztes bleibt freilich, nach wie vor, die Erfahrung. Aber wo die schon bekannte Erfahrung den Arzt verläßt, wo er sich genöthigt sieht, Experimente zu machen, um das Gebieth der Erfahrung zu erweitern, wird er um so weniger auf gutes Glück hin und her experimentiren, je deutlicher durch physiologische und chemische Versuche die Verhältnisse aufgeklärt sind, in denen die verschiedenen Naturkräfte zur allgemeinen Lebenskraft stehen.

Freilich wohl; sagte der französische Dropfen. Aber —

Wer dieses Gespräch nicht selbst fortsetzen mag, für den war es nur ein Calendermährchen.

Vergleichung jeder Mark oder Pfund des Gold = Silber = Münz- und Handelsgewichts verschiedener Oerter, nach Asen, holländischen Troygewichts.

Oerter.	G. S. M. Gew.	H. Gew.
Amsterdam -	5120	10279
Antwerpen -	5120	9679
Augsburg -	4912	10232
Basel - -	4864	10202
Berlin - -	4874	9748
Braunschweig -	4858	9716
Bremen - -	4808	10380
Breslau - -	4066	8434
Brüssel - -	5120	9697
Cadix - -	4790	9580
Cöln - -	4864	9728
Cracau - -	4138	8426
Dänemark -	4888	10388
Danzig - -	3974	9062
England Troys -	7770	7770
Erfurt - -	4864	9822
Florenz - -	7060	7273
Frankfurt a. Mayn	4864	10595
Genf - -	5101	11477
Genua - -	6612	11320
Hamburg -	4864	10080

Oerter.	G. S. M. Gew.	L. Gew.
Hannover	4864	10129
Königsberg	4076	9748
Kopenhagen	4888	10388
Leipzig	4864	9716
Lissabon	4780	9560
Livorno	7060	7131
London Troys	7770	7770
Lübeck	4864	10059
Madrid	4790	9580
Magdeburg	4874	9748
Neapolis	6677	6677
Nürnberg	4961	10610
Paris	5101	10202
Pisa	7060	6779
Prag	5280	10690
Regenspurg	5111	11671
Riga	4351	8701
Rom	7090	7345
Rußland	8512	8512
Schweden	4384	8849
Sevilla	4790	9580
Siena	6982	19309
Strasburg	4906	0280
Turin	5120	7680
Venedig	4970	9955
Wien	5845	11690

Meilenmaß.

Meilen.	gehen auf 1 Gr. des Aequat.	halten Pariser Toisen:
Arabische - -	$56\frac{2}{3}$	1000
Böhmische - -	16	3535
Dänische - -	$14\frac{1}{3}$	$3930\frac{1}{2}$
Deutsche - -	15	3808
Englische - -	69	826
Französische - -	25	2380
Geographische - -	15	3808
Indostan. Koß -	$42\frac{2}{3}$	1335
Irländische - -	54	1052
Italienische - -	60	952
Jüdisch-Biblische -	$100\frac{2}{3}$	567
Polnisch und Lithauische	20	2850
Portugiesische - -	18	3173
Römische, altes Milliare	75	$756\frac{1}{3}$
Russische Werst -	$104\frac{1}{2}$	742
Sächsische - -	12	$4723\frac{2}{3}$
Schottische - -	$49\frac{3}{4}$	1147
Schwedische - -	$102\frac{2}{5}$	$5483\frac{1}{3}$
Seemeile, Engl. Franz. und Holländ. -	20	1850
Siam. Ave-nings -	29	1972
Chinesische, Li -	193	296
Spanische - -	19	3024

Meilen.	geben auf 1 Gr des Aequat.	halten Pariser Toisen:
Stadium Olymp. -	600	$94\frac{1}{2}$
Klein griech. See-Stadium	750	76
Aegyptische - -	1131	$50\frac{1}{2}$
Türk. Farsang oder Agash	$22\frac{1}{2}$	$2538\frac{2}{3}$
Seemeile - -	86	$661\frac{1}{2}$
Berri - - -	$66\frac{2}{3}$	857
Ungrische - -	$13\frac{1}{2}$	4231

Getreidemaß
in Pariser Cubikzoll.

In	Amsterdam	hält	der Scheffel	1361
	Berlin	—	der Scheffel	2571
	Bremen	—	der Scheffel	3541
	Cassel	—	die Metze	438
	Dännemark	—	die Tonne	7009
	Danzig	—	der Scheffel	2437
	Dresden	—	der Scheffel	5287
	England	—	der Bushel	1794 1/2 1801
	Franken	—	der Simmer	4200
	Frankreich	—	das Boisseau	644 56/100
	Gotha	—	der Scheffel	5614
	Hamburg	—	der Scheffel	5312
	Hannover	—	der Himte	1564
	Hildesheim	—	der Himte	1235
	Holstein	—	der Scheffel	1992
	Leipzig	—	der Scheffel	6939
	Magdeburg	—	der Scheffel	2612
	Meklenburg	—	der Scheffel	2140
	Nordhausen	—	der Scheffel	2148
	Schweden	—	die Tonne	7386
	Spanien	—	die Fanega	2390
	Würtenberg	—	der Simri	1105

1 Bushel engl. hält 8 Gallons
8 Bushel — 1 Quarter
12 franz. Boisseaux — 1 Septier
12 Septiers — 1 Muid
1 Boisseau — 16 Litrons

Andere körperliche Maße.

Ein Klafter Holz hält 216 Cub. Fuß.
Eine Ruthe Steine — 108 Cub. Fuß.

Münzen.

In Obersachsen rechnet man nach Reichsthalern, und Gutengroschen zu 12 Pfennigen; 24 Gutegroschen machen 1 Reichsthaler. In Niedersachsen sind hin und wieder die Marien-groschen zu 8 Pfennigen gewöhnlicher, deren 36 auf einen Reichsthaler gehen. Ein Gulden ist $\frac{2}{3}$ eines Thalers.

In Hamburg hält die Mark 16 Schillinge, der Schilling 12 Pfennige Lübisch: auf einen Reichsthaler gehen 3 Mark. In Bremen theilt man den Reichsthaler in 72 Grote.

In Cassel wird der Reichsthaler in 32 Weißpfennige oder Albus, und dieser in 12 Heller getheilt.

Im Clevischen hält der Reichsthaler 60 Stüber, jeden zu 16 Hellern.

Sonst machen in Deutschland 90 Kreuzer einen Reichsthaler, 60 einen Gulden rheinisch oder einen Gulden schlechtweg, 75 einen Gulden fränkisch. Ein Kopfstück hält 20 Kreuzer.

Im Hannöverschen wird die Mark fein Silber zu 18 Gulden nach dem Leipziger Fuß ausgemünzt, und der alte Louisd'or gilt sieben, der Ducate vier Gulden. Im Großen rechnet man aber öfters den Louisd'or zu 5 Rthlr. 14 Rthlr. Cassenmünze sind 15 Rthlrn. den Louisd'or zu 5 Rthlrn. gerechnet, gleich.

Geographische Länge und Breite einiger Oerter.

	Längen			Breiten		
Åbo	39°	35′	30″	60°	27′	0″ N.
Algier	19	53	0	36	49	30
Amsterdam	22	31	30	52	21	56
Antwerpen	22	4	15	51	13	15
Archangel	56	35	0	64	34	0
Augsburg	28	36	15	48	23	35
Basel	25	15	0	47	55	0
Berlin	31	2	30	52	31	30
Bologna	29	7	53	44	29	36
Bremen	26	26	0	53	4	32
Breslau	34	45	0	51	6	30
Cairo	49	10	0	30	2	0
Cöln	24	35	0	50	55	21
Constantinopel	46	37	45	41	1	10
Copenhagen	30	15	30	55	41	4
Danzig	36	18	0	54	23	14
Dresden	31	21	39	51	2	54
Dublin	11	34	30	53	21	11
Edinburg	14	29	30	55	57	57
Erfurt	28	47	15	51	6	0
Ferro	0	0	0	27	47	20
Florenz	28	43	30	43	46	30
Frankfurt am Main	26	15	0	50	7	40
Genf	23	48	30	46	12	17
Genua	24	15	0	46	12	0
Göttingen	27	33	0	51	31	54
Greenwich	17	40	0	51	28	40
Greifswalde	33	10	30	54	14	40

	Längen			Breiten		
Halle in Sachsen	29°	52′	0″	51°	31′	0″
Hamburg	27	46	0	53	4	8
Hannover	27	24	15	52	22	18
Heidelberg	26	20	0	49	24	0
Jena	29	15	30	50	56	30
Ingolstadt	29	2	30	48	46	0
Ispahan	70	30	0	32	25	0
Kiel	28	53	0	54	21	0
Königsberg	39	17	30	54	43	0
Leiden	22	8	0	52	8	40
Leipzig	30	2	30	51	20	56
Lima	300	51	0	12	1	15
Lissabon	8	31	15	38	42	20
London	17	35	23	51	31	0
Lübeck	28	34	0	53	50	22
Madrid	14	9	0	40	25	18
Mainz	25	50	0	49	59	0
Moscau	55	26	15	55	45	20
München	20	14	0	48	7	37
Neapel	31	57	30	40	50	15
Nürnberg	28	44	0	49	27	17
Osnabrück	25	27	0	52	16	14
Oxford	16	25	30	51	45	38
Paris	20	0	0	48	50	14
Peking	245	52	30	39	54	13
Petersburg	47	59	0	59	56	23
Prag	32	14	30	50	5	47
Presburg	35	2	0	48	6	0
Rom	30	7	30	41	53	54
Stade	27	2	30	53	36	5
Stockholm	35	42	0	59	20	30
Strasburg	25	24	36	48	34	56
Stuttgard	25	50	0	48	52	0
Tobolsk	66	5	0	58	12	30
Tripolis	30	5	15	32	53	40
Tübingen	26	2	29	48	31	4
Turin	25	0	0	45	4	14

	Längen			Breiten			
Upsala	53°	17′	30″	59°	51′	50″	N.
Frankenburg	30	32	30	55	54	15	
Venedig	29	55	30	45	27	0	
Warschau	48	40	30	52	14	0	
Wien	44	1	30	48	12	36	
Wolfenbüttel	28	20	0	52	10	0	

Liste von 220 Städten und der Anzahl ihrer Bewohner.

Aachen	24,000	Bristol	100,000
Algier	100,000	Brüssel	80,000
Altenburg	8 800	Cadix	30,000
Alkmaar	8,000	Cairo	200,000
Altona	24,000	Calcutta	600,000
Amsterdam	300,000	Carthagena	28,000
Anspach	11,000	Cassel	19 000
Antwerpen	70,000	Chambery	20,000
Astracan	30,000	Charlestown	11,000
Augsburg	36,000	Chemnitz	11,000
Avignon	10,200	Christiania	10,000
Bagdad	500,000	Clausthal	8 000
Bamberg	20,000	Coblenz	12,000
Barcellona	63,000	Coburg	7,000
Basel	15,000	Cölln	50,500
Bastia	5,000	Coimbra	11,800
Batavia	144 000	Colberg	5 000
Bergen	16,000	Constanz	3,500
Berlin	151,000	Constantinopel	1,000,000
Bern	10,000	Copenhagen	90 800
Birminghamm	50,000	Cork	87 000
Bologna	70,000	Cüstrin	4 000
Bonn	11 000	Danzig	48 000
Boston	25 000	Darmstadt	12,000
Bourdeaux	150,000	Dordrecht	19 000
Braunschweig	28,000	Dresden	50 000
Bremen	40,000	Dublin	150,000
Brescia	40,000	Düsseldorf	10 000
Breslau	60,000	Edimburg	85 000
Brest	24,000	Eisenach	7,000

Elberfeld	12,000
Elbingen	15,700
Emden	7,500
Erfurt	14,600
Erlangen	8,600
Ferrara	30,000
Florenz	81,000
Frankfurt a. M.	43,010
Frankfurt a. d. O.	12,900
Freyberg	9,000
Genf	27,000
Gent	60,000
Genua	110,000
Gera	7,000
Gießen	6,000
Glasgow	30,000
Göttingen	7,600
Gotha	11,500
Gothenburg	20,000
Granada	70,000
Grätz	30,000
Gröningen	20,000
Haag	41,000
Halle in Sachsen	26,000
Hamburg	120,000
Hanau	12,500
Hannover	16,400
Harlem	20,000
Heidelberg	9,000
Heilbronn	8,000
Hermannstadt	12,000
Jena	5,000
Inspruck	10,000
Klagenfurt	10,000
Königsberg in Pr.	61,600
Kremnitz	10,000
Langensalza	5,200
Lausanne	8,000
Laybach	11,000
Leiden	48,000
Leipzig	32,000
Liverpool	54,000
Limerik	32,000
Linz	11,000
Lissabon	200,000
Livorno	45,000
London	1,000,000
Loretto	4,000
Lucca	39,000
Lucern	3,000
Lübeck	30,000
Lüttich	82,000
Lyon (vor der Zerstörung)	160,000
Madras	300,000
Madrid	154,000
Magdeburg	36,800
Malaga	43,000
Manchester	42,900
Mannheim	22,000
Mantua	28,000
Marseille	90,000
Mayland	132,000
Maynz	27,000
Mecheln	26,000
Memmingen	7,000
Meißen	7,000
Messina	24,000
Mexico	160,000
Macao	400,000
Middelburg	24,000
Mietau	11,000
Modena	30,000
Mons	30,000

Montpellier	30,000	Rom	165,000
Moscau	300 000	Rotterdam	50,000
München	41,000	Rouen	63,500
Namur	36,000	Salzburg	18,000
Nancy	20,000	Sangershausen	3,500
Nantes	80,000	Schaffhausen	4,000
Naumburg	7,700	Schweidnitz	8,200
Neapel	440 000	Schwiz	4,600
Newcastle	40,000	Schwerin	9,900
Neufchatel	3,000	Segovia	8 000
Nizza	12 000	Sevilla	120,000
Nördlingen	7,500	Siena	15,000
Nordhausen	9,000	Smirna	160,000
Norwich	32,000	Spandau	6,000
Nürnberg	30,000	Stade	8,000
Oedenburg	11 600	Stockholm	80,000
Ofen	21 600	Stralsund	13,300
Osnabrück	6,000	Strasburg	47,000
Ostende	16 000	Stuttgardt	23,000
Paoua	38 000	Syracusa	14,000
Palermo	120 000	Thorn	10,000
Paris	700,000	Tivoli	18,000
Peking	2,000,000	Tobolsk	15,000
Parma	10,000	Toledo	20,000
Pavia	30,000	Trankebar	15,000
Petersburg	200,000	Trieft	18,000
Philadelphia	35,000	Tula	30,000
Pisa	20,000	Turin	80,000
Porto	40,000	Ulm	15,000
Potsdam	28,800	Utrecht	32,000
Prag	84,800	Venedig	150 000
Presburg	28,000	Verona	57,400
Quedlinburg	11 000	Verfailles	40,000
Raab	20,000	Warschau	90,000
Ragusa	8,000	Weimar	6,000
Regensburg	22,000	Weißenfels	6,000
Reval	10,000	Wesel	8,000
Riga	30,000	Wetzlar	4,000

Wien	270,000	Zeitz	6,900
Wismar	5 000	Zerbst	7,000
Wittenberg	7,000	Zittau	10,000
Würzburg	20,000	Zürich	12,000
York	12,700	Zweybrücken	5,000
Yperdün	2,200		

Von der Sonne, dem Mond, und den Planeten.

A.

Planeten und ihre Zeichen.	Die Planeten laufen um die ☉, der Mond um die ♀ in Ja.	Tag.	St.	Min.	Sec.	1/10	Geschwindigkeit der Bewegung in einer Min. Zeit.		Durchmesser in deutschen Meilen.	1/10
Sonne ☉	.	.	.	.	.	.	D. Meilen	1/10	191588	4
Erde ♁	1	0	5	48	48	0	249	0	1719	0
Mond ☽	0	27	7	43	4	6	8	4	469	2
Merkur ☿	0	87	23	14	25	9	400	2	699	6
Venus ♀	0	224	16	41	32	4	292	8	1648	8
Mars ♂	1	321	22	18	27	3	205	2	894	0
Jupiter ♃	11	315	8	58	27	3	109	2	18670	3
Saturn ♄	28	164	7	21	50	0	80	4	17160	6
Uranus ♅	83	52	4	10	27	0	57	0	7656	0

B.

	Verhältniß gegen die Erde.		Entfernung d. Planet.
	im Durchmesser.	im körperlichen Inhalt.	von der ☉ u. des ☽ von der ♁ in deutsch. Meil.
☉	111 Mahl größer	1384462 Mahl größer	
☿			20 Mill. 851500
☾	$\frac{3}{11}$ des ♀ Durchmesser	$\frac{1}{49}$ der Erde	größte 54686 kleinste 48031
☿	$\frac{3}{5}$ dito	$\frac{1}{17}$ der Erde	7 Mill. 795000
♀	$\frac{1}{25}$ M. kl. als ♁ Durchm.	kleiner als ♁ um $\frac{1}{9}$	14 Mill. 566000
♂	$\frac{1}{2}$ so groß als ♀ Durchm.	$\frac{1}{7}$ der ♁	30 Mill. 684000
♃	11 Mahl größer	1281 Mahl größer als ♁	104 Mill. 737000
♄	9 $\frac{4}{5}$ Mahl größer	995 dito	192 Mill. 118000
♅	4 $\frac{1}{3}$ Mahl größer	88 dito	336 Mill. 000000

Uebersicht der Größe, Bevölkerung, Einkünfte und Kriegsmacht der europäischen Staaten, vor dem Lüneviller Frieden.

(Nach Ordnung der Volksmenge.)

Länder	Fläch. Raum Quadr. Meilen	Volkszahl	Menschen auf eine Quadrat-Meile	Staatseinkünfte in Rthlr.	Landmacht	Seemacht
Osman. Reich	50000	50,000000	1000	30,000000	300000	20 Linsch.
Rußland	335367	30,000000	98	33,000000	400000	60 Linsch.
Deutschland	12000	28,000000	2333	160,000000		
Frankreich vor d. Revol.	10000	26,000000	2600	174,000000	260000	220 Krsch.
Oesterreich. Monarchie	11300	19,000000	1681	80,000000	280000	
Großbritann. u. Irland	6036	12,000000	1989	112,000000	45000	550 Krsch.
Italien	5593	18,240000	3361	46,000000		
Spanien	9000	10,400000	1155	24,000000	78000	136 Krsch.
Preußen	6110	8,446000	1382	30,000000	220000	
Neapel	1800	4,800000	2666	8,000000	34000	39 Krsch.
Portugal	1900	3,000000	1626	20,000000	39000	12 Linsch.

Portugal	1900	3,900000	1626	20,000000	39000	12 Linsch.
Sardin. u. Abg. v. Sav.	2634	2,950000	2634	7,333338	36002	
Schweden	14330	2,700000	188	6,000000	50000	20 Linsch.
Venedig	835	2,600000	3102	9,000000	12000	30 Krsch.
Vereinigte Niederlande	625	1,800000	2880	24,000000	47000	95 Krsch.
Dänemark	7900	2,400000	304	8,000000	76000	37 Linsch.
Kirchenstaat	900	3,200000	2333	4,000000	5000	
Helvetien	955	2,000000	2094		13400	
Europa	176891	167,982057	994	708,507025		

Uebersicht der Größe, Bevölkerung und Einkünfte einiger deutschen Staaten. (Nach Ordnung der Volksmenge.)

	Größe in Quadr. Meilen	Volkszahl	Auf eine Quadr.-Meile	Einkünfte Rthlr.
Pfalzbayern	1109	2, 160397	1948	6, 666666
Churſachſen	720 3/4	2, 005700	2784	7, 000000
Churbraunſchweig	570 2/2	901600	1562	5, 500000
Würtemberg	200	605321	3026	2, 000000
Cölln	365 1/4	538000	1474	1, 466667
Heſſen-Caſſel	260	460000	1769	2, 000000
Maynz	175 1/4	400000	2282	1, 133334
Holſtein	173	312000	1783	900000
Heſſen-Darmſtadt	100	300000	3000	666666
Meklenburg-Schwerin	240	300000	1250	900000
Würzburg	95	263000	2768	833333
Salzburg	240	260000	1083	1, 000000
Trier	150	200000	3333	520000
Lüttich	105	200000	1905	800000
Baaden	52	200000	3846	800000
Bamberg	65	180000	2769	533333
Braunſchweig-Wolfenbüttel	71	185000	2605	800000

Gotha und Altenburg	58	180000	3103	700000	
Nassau	48	130000	2709	266666	
Osnabrück	56	120000	2143	666666	
Weimar und Eisenach	42	100400	2286	600000	
Schwedisch-Pommern	70		1457	234261	
Zweybrücken	92	101989		333333	
Waldeck	39	100000	2564	200000	
Schwarzburg	40	100000	2400		
Paderborn	55	100000	1818	400000	
Oldenburg	45 1/2	80000	1777	300000	
Fulda	40	80000	2000	200000	
Hildesheim	54	70000	1296	269000	
Lippe	35	67000	1914	200000	
Meklenburg-Strelitz	45	60000	1000	350000	
Meiningen	20	47700	2385	150000	
Speyer	20	40000	2000	200000	
Anhalt-Dessau	12	34000	2833	300000	
Coburg-Saalfeld	16	26000	1625	90000	
Passau	15	25000	1666	133333	
Anhalt-Zerbst	13	24750	1904	120010	
Anhalt-Cöthen	11	24000	2182	90000	
Hildburghausen	12	23600	2383	80000	
Anhalt-Bernburg	12	24000	2000	140000	

Inhalt.

Zeitrechnung.
Festrechnung.
Bewegliche Feste.
Quatember.
Die vier Jahrszeiten.
Die Sonne nebst den Planeten.
Die zwölf Zeichen des Thierkreises.
Finsternisse des 1802 Jahres.
Erscheinung der Planeten.
Kalender.
Deutsch- und Französischer Kalender.

Geburtstage des Königl. Großbritannischen und Braunschweig-Lüneburgischen Hauses.
Genealogisches Verzeichniß der vornehmsten jetzt lebenden hohen Personen in Europa.
Kosmopolitische Annalen. Seite 81
Die Tugend im Irrhause. Nach den Beobachtungen eines französischen Arztes. 127
Die Sittsamkeit unter den Thieren. Alte Meinungen und neuere Erfahrungen. 131
Geschichte des guten Tons in Deutschland. 135
Das Heimweh im Vaterlande. 177
Fabeln, Notizen, und Allerlei. 183
Die beiden Wassertropfen. Ein speculatives Mährchen. 199

Vergleichung jeder Mark ꝛc. 221
Meilenmaß. 223
Getreidemaß. 225
Münzen. 226
Geogr. Länge und Breite einiger Oerter. 227
Liste von 220 Städten und der Anzahl ihrer Bewohner. 230
Von der Sonne, dem Mond, und den Planeten. 234. 235
Uebersicht der Größe, Bevölkerung, Einkünfte und Kriegsmacht der europäischen Staaten. 236
Uebersicht der Größe, Bevölkerung und Einkünfte einiger deutschen Staaten. 238

Nachricht.

Dieser Kalender wird alle Jahr, sowohl in deutscher als französischer Sprache fortgesetzt werden, und man wird sich bemühen, sowohl den beständig bleibenden Artikeln immer eine größere Vollkommenheit zu geben, als auch jährlich ganz neue von interessantem Inhalte zu liefern.

Diejenigen, welche eine gewisse Anzahl von Exemplaren in Commission nehmen wollen, erhalten sie postfrey, und genießen eine billige Provision. Man bittet aber, den Preis nicht zu erhöhen.

Das Exemplar sauber gebunden und vergoldet, mit einer Schreibtafel und Kupfern, kostet 1 Rthlr. In Seide gebunden und gemalt kann man diesen Kalender zu unterschiedenen Preisen haben.

Man kann sich an den Verleger in Göttingen oder auch an die vornehmsten Buchhandlungen und Adreß-Comtoire Deutschlands wenden.